

Menschliche Potentiale und Hindernisse für demokratische Deliberation

*Pascal König**

Schlüsselwörter: Deliberation, deliberative Demokratie, Affekt, Emotionen, Rhetorik

Abstract: Inwieweit trifft demokratische Deliberation auf förderliche und hinderliche grundlegende Dispositionen, Eigenschaften und Fähigkeiten bei ihren TeilnehmerInnen? Diese Frage gewinnt insbesondere mit der zunehmenden empirischen und praktischen Relevanz der Forschung zu Deliberation an Gewicht. So ist für ihre praktische Umsetzung, aber auch für ihren normativen Anspruch entscheidend, dass Menschen ihren Erfordernissen überhaupt genügen können. Der vorliegende Aufsatz systematisiert die einschlägigen Auffassungen und Aussagen in der Literatur hierzu anhand von drei zugespitzten Positionen: einem vorsichtig optimistischen, einem skeptischen bis ablehnenden und einem optimistisch-versöhnlichen Standpunkt. Im Anschluss daran erfolgt eine Extraktion und Diskussion zentraler Argumentationsfiguren.

Abstract: To what degree does democratic deliberation face conducive and obstructive fundamental dispositions, attributes and capabilities of its participants? This question is getting more important especially in light of the increased empirical and practical relevance of deliberation studies. It is essential with regard to its practical as well as its normative application that individuals can actually meet its requirements. This paper aims to systematize the pertinent views and statements existing in the literature in the form of three positions: a cautiously optimistic, a skeptical, and a conciliatory-optimistic stance. The major arguments are extracted and discussed subsequently.

1. Einleitung

Im Zuge der intensiven und in den vergangenen zwei Jahrzehnten zunehmenden Rezeption, Diskussion und Kritik von Ansätzen deliberativer Demokratie hat die einschlägige Literatur eine ungemeine Ausdifferenzierung erfahren. Einen besonderen Schub erfuhr dieser Prozess durch eine Reihe von Kritiken und theoretischen Konzeptionen seit etwa Mitte der 1990er Jahre, die insbesondere die Rolle von nichtargumentativen, expressiven und affektiv basierten Kommunikationsformen in den Fokus rückten (Jörke 2005: 85; Schaal/

* Pascal König, M. A., Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
E-Mail: pascal.koenig@politik.uni-freiburg.de

Ritzi 2009: 14; Bächtiger et al. 2010: 35 ff.). Angestoßen von der Beargwöhnung einer einseitig kognitivistischen Ausrichtung von Deliberation – sei es, weil sie dadurch unrealistisch eng aufgefasst werde oder weil andere Modi besondere Potentiale und Vorzüge in sich bergen würden – haben sich teils sehr unterschiedliche Auffassungen davon herausgebildet, welche Art von Deliberation für die BürgerInnen die angemessene und realistische ist und welche Dispositionen dafür förderlich oder aber abträglich sind. Deliberation bildet dabei längst nicht mehr nur einen kritischen Maßstab. Mittlerweile hat die Forschung zu demokratischer Deliberation einen unverkennbaren empirischen Anspruch sowie Relevanz für die partizipatorische Praxis.

Mit den skizzierten Entwicklungen wird verstärkt die Frage nach den menschlichen Potentialen und Hindernissen von Deliberation aufgeworfen. Die Literatur zu dem damit aufgespannten Feld aufzuarbeiten und einer Bewertung zu unterziehen, ist der Zweck der vorliegenden Arbeit. Sie soll dazu beitragen, das heterogene, kaum noch zu überschauende Forschungsfeld mit einem Schwerpunkt auf den menschlichen Potentialen und Hindernissen von Deliberation zu systematisieren. Neben politisch-theoretischen Arbeiten finden auch empirische Studien Berücksichtigung, wobei jedoch der nach wie vor gültige Einwand von Mutz (2008) zu beachten ist, dass eine kumulative empirische Forschung und ein entsprechender integrativer Analyserahmen bislang noch ausstehen.

Nachfolgend kann (demokratische) Deliberation grundsätzlich als offener, inklusiver und egalitärer kommunikativer Austausch verstanden werden, bei dem (auch) gemeinsame Argumente abgewogen werden und der unter Bedingungen des gegenseitigen Respekts stattfindet (Benhabib 1995; Habermas 1998; Gutmann/Thompson 2004; Fishkin 2009; Dryzek 2010; Chappell 2012). Als minimaler Anspruch von Deliberation in diesem Sinn kann die Läuterung von Ansichten und Präferenzen und in der Folge die Steigerung des Begründungsniveaus und der Qualität von Entscheidungen angesehen werden, wovon wiederum eine höhere Legitimation erhofft wird. Diese Definition ist absichtlich breit gewählt, um die vorhandene Literatur möglichst weit abdecken zu können. Demokratische Deliberation kann demnach von eher informellen über institutionell geregelte Gruppenkontexte bis hin zu weiter reichenden Konzepten der deliberativen Systeme oder der deliberativen Demokratie auf dem höchsten Abstraktionsniveau reichen.

Die diversen Positionen und Aussagen in der Literatur zu menschlichen Hürden und Potentialen der Deliberation resümiert der zweite Abschnitt entlang von drei zugespitzten Positionen: eine vorsichtig optimistische, eine skeptische sowie eine versöhnlich optimistische Position, die sich ansatzweise als dialektische Folge aus den ersten beiden verstehen lässt. So sollen dem recht heterogenen Feld der einschlägigen Literatur zunächst klare Konturen gegeben werden. Im daran anschließenden Diskussionsteil erfolgt eine Extraktion und kritische Rekonstruktion der zentralen Argumente aus diesen drei Positionen.

2. Drei Positionen zu menschlichen Potentialen und Hindernissen in der Deliberation

2.1 Die vorsichtig optimistische Position

Eine Vielzahl von Arbeiten zu demokratischer Deliberation ist insofern als eher optimistisch zu bezeichnen, als sie zumindest grundsätzlich ein reflexives wie integratives Poten-

tial von Deliberation in einem gemeinsamen Rasonieren begründet sieht. Die dieser Position zuzurechnenden AutorInnen erkennen zwar teilweise durchaus die möglichen positiven Wirkungen nichtargumentativer Kommunikationsmodi an. Sie halten jedoch an einer im Kern argumentativen Variante fest (Benhabib 1995; Bohman 1996; Gutmann/Thompson 2004; Dryzek 2010; Parkinson 2012: 153; Steiner 2012). Expressive Kommunikationsweisen, affekt- und emotional-basierte Modi gelten darin, wenn überhaupt, als Inputs, die im besten Fall der eigentlichen Deliberation zuträglich sind (Parkinson 2006: 171, 2012: 153; Bächtiger et al. 2010; Dryzek 2010: 66 ff.; Bohman 2012; Steiner 2012: 254). Als Inputs kommt ihnen aber kein eigenständiger Platz in der Deliberation selbst zu, so etwa bei Bächtiger et al. (2010) in der Konzeption eines sequenziellen Ablaufs mit einer zweiten, eigentlich argumentativ-deliberativen Phase nach einer offeneren ersten Phase. Der fundamentale, wiederholt geäußerte Vorbehalt gegenüber beispielsweise der Rhetorik besteht dabei in deren manipulativem Potential. Zwar mögen nichtargumentative Modi eher den weniger privilegierten TeilnehmerInnen alternative, für sie geeignetere Äußerungskanäle darstellen; hierin konvergieren theoretische Überlegungen (Kulynych 1997; Young 2000: 72; Barnes 2008) und empirische Arbeiten (Polletta/Lee 2006: 718; Steiner 2012: 78). Es ließe sich aber auch argumentieren, dass ohnehin in privilegierter Position befindliche Personen oder Gruppen jene Mittel sogar besser für ihre Zwecke nutzen könnten. Insofern verwundert es nicht, dass ‚rein‘ argumentative Deliberation damit verteidigt wird, dass sie Parteilichkeit und Verzerrungen wenngleich nicht mit Garantie ausschließen, sie ihnen doch immerhin sicherer vorbeugen könne als nichtargumentative Kommunikation (Martí 2006: 43–44). Vor allem aber wird Deliberation als gemeinsames Abwägen von Gründen mit einem besonderen normativen Anspruch versehen. Sie erlaube unter Wahrung der Reziprozität und Gleichheit unter den TeilnehmerInnen ein intersubjektives Engagement in Urteilsprozessen zur Auflösung von Dissens (Habermas 1998; 2009: 53; Gutmann/Thompson 2004; Fishkin 2009; Chappell 2012: 46–50). Unter diesen Bedingungen könne letztlich ein menschliches Vernunftpotential geweckt werden.¹ Kurzum: „Deliberation increases the rationality and reasonableness of decisions by requiring deliberators to justify their judgments and preferences publicly“ (Chappell 2012: 48).

Dass die entsprechend verstandene rationale Deliberation eine motivational wie kognitiv anspruchsvolle Interaktionsform darstellt, wird nicht bezweifelt – wenngleich nicht immer explizit ausgesprochen. Trotzdem lässt sich eine optimistische Position anhand einiger Belege für die Möglichkeit argumentativer demokratischer Deliberation stützen. Dieser Aspekt ist bisher zwar nur wenig empirisch erforscht, die bisherige Erfahrung mit deliberativen Arrangements spricht allerdings für eine verbreitete grundsätzliche Neigung zur Diskussion und einer allgemeinen Zufriedenheit der TeilnehmerInnen mit diesen Beteiligungsformen (Levine et al. 2005; Neblo et al. 2010).

Auch muss die politikwissenschaftliche Einsicht, dass die meisten BürgerInnen allgemein wenig politisch interessiert und/oder informiert sind, nicht bedeuten, dass sie nicht die nötigen Voraussetzungen für Deliberation zu einem spezifischen Gegenstand zu erbringen vermögen (Talisie 2004). Das zeigt vor allem die Studie von Reykowski (2006), der explizit menschliche Fähigkeiten unter dem Gesichtspunkt der möglichen Hindernisse für Deliberation zu prüfen sucht. Dazu untersucht er die Deliberationsprozesse von Eltern

1 Besonders deutlich wird dieser Gedanke in Habermas' Universalpragmatik und seinem emphatischen Begriff von Vernunft als der menschlichen Sprachverwendung eingeschrieben (zu den mehr oder minder impliziten anthropologischen Annahmen in dieser Konzeption vgl. Jörke 2005).

über den Sexualkundeunterricht ihrer Kinder an polnischen Schulen. Der Autor kommt zu dem Ergebnis, dass ‚gewöhnliche BürgerInnen‘ grundsätzlich selbst bei einem strittigem Thema in der Lage sind, die Anforderungen deliberativen Austauschs zu erfüllen: „In other words, limited cognitive competencies should not be looked upon as insurmountable barriers to meaningful participation in certain kinds of deliberation“ (Reykowski 2006: 343). Auch soziale Unterschiede zwischen den TeilnehmerInnen müssen sich keinesfalls, darauf deutet Hickersons und Gastils (2008: 294 ff.) empirische Studie zu amerikanischen Jurys hin, in einer argumentativ geregelten Deliberation negativ oder gar, wie es von einigen (in Abschnitt 2.2 zitierten) AutorInnen eingewendet wird (vgl. auch Bowers et al. 2001; Molster et al. 2013: 8), exkludierend auswirken: Die von Hickerson und Gastil befragten JuryteilnehmerInnen hätten den Jury-Prozess nicht systematisch als von bestimmten Gruppen beeinflusst wahrgenommen. Ebenso folgert Pedrini (2014: 17) in ihrer Untersuchung, dass „sociodemographic characteristics are negligible predictors of deliberative capacity“, und auch Steiner (2012: 78, 212, 242) schließt aus seinen Befunden, dass Unterschiede im Bildungsgrad sich nicht grundsätzlich in merklichen Unterschieden in der Argumentationsanstrengung niederschlagen. Seine Befunde zeigen auch, dass in den betrachteten Deliberationsprozessen Argumentation, also die Rechtfertigung unter Angabe von Gründen und Rückbindung von Schlussfolgerungen an Prämissen, wenngleich sie relativ selten vorkommt, immerhin auszumachen ist. Für den Fall, dass doch das Problem sehr unterschiedlicher deliberativer Fähigkeiten auftritt, besteht immerhin die Möglichkeit, dass die benachteiligten Personen und Gruppen ihre Anliegen an VertreterInnen mit hoher deliberativer Kompetenz delegieren (Gutmann/Thompson 2004: 50; Ryfe/Stalsburg 2012: 51–52).

Für die Möglichkeit rationaler Deliberation spricht auch eine Reihe von Fällen aus der Praxis, in denen Deliberation die erkennbaren Züge eines gemeinsamen Abwägens von Gründen trage (zum Beispiel Gutmann/Thompson 2004; Bohman/Luskin 2005; Fishkin 2009; Black 2012: 69; Steiner 2012: 150, 213). Die Folgen dessen seien zudem Präferenzänderungen, eine bessere Informiertheit sowie andere wünschenswerte Konsequenzen, wie es vor allem Fishkin und Kollegen in ihrer empirischen Forschung behaupten (Luskin et al. 2002; Bohman/Luskin 2005; Fishkin 2009). Allgemeiner lässt sich zudem empirisch nachweisen, dass argumentative Deliberation bei der Lösung objektiv messbarer Probleme und Anliegen zu besseren Ergebnissen oder zumindest zu höheren Informationsniveaus führt (Laughlin et al. 2006; Esterling et al. 2011; Hess et al. 2012). Mercier und Landemore (2012: 249) greifen den Befund auf, dass solcherart deliberierende Gruppen häufig zu besseren Ergebnissen kommen als ihre besten Mitglieder alleine. Die AutorInnen schließen daran mit einer Argumentation an, die im Wesentlichen Deliberation als einen durch evolutionäre Bewährung entstandenen Koordinationsmechanismus auffasst. Sie betonen dabei jedoch auch, dass dieses Potential menschlichen Zusammenwirkens nur unter bestimmten Bedingungen freigesetzt werden könne, ja argumentativer Austausch (evolutionär) nur an bestimmte Umstände angepasst sei. Daher dürfte man Deliberation auch nicht an falschen Maßstäben messen und dann allgemein als ein für den Menschen unpassendes Werkzeug begreifen (ebd.: 248).

Der Aspekt der kontextuellen und institutionellen Einbettung von Deliberation nimmt generell eine zentrale Stellung bei Ansätzen ein, die an einem argumentativen Deliberationsprozess festhalten. Dessen Möglichkeit wird dahingehend qualifiziert, dass erst geeignete Regeln auf die Entfaltung eines möglichst argumentativen deliberativen Austauschs hinlenken und sich so systematisch hinderliche Einflüsse (siehe Abschnitt 2.2) maßgeb-

lich eindämmen lassen (Habermas 1998; Nieuwenburg 2004: 464; Munro 2007: 466; Fishkin 2009; Black 2012; Pincock 2012: 147). Einige AutorInnen folgern dies zudem auf der Grundlage ihrer empirischen Befunde aus der deliberativen Praxis (Smith/Wales 2000: 58; Reykowski 2006: 329 ff.; Hangartner et al. 2007; Fishkin 2009; Walmsley 2009; Steiner 2012: 215–216, 253–254; Pedrini 2014). Als günstige Bedingungen werden – wenig verwunderlich – Einstellungen der Offenheit, Toleranz, Empathie sowie gegenseitiger Respekt angesehen (Luskin et al. 2002; Gutmann/Thompson 2004: 84; Morrell 2010: 114 ff.; Steiner 2012: 216). Dabei seien, so argumentieren Forester und Kahane (2010), selbst diese Bedingungen durch die Strukturierung des Kontexts beeinflussbar. Längerfristig denkbar ist in diesem Zusammenhang Fitzpatrick (2008: 317) zufolge auch eine gezielte „education for discourse“, die zum Erkunden, Denken, Sprechen und Zuhören befähige (vgl. auch Krause 2008: 135; Aikin/Clanton 2010; Griffin 2011b; Steiner 2012: 246). Unmittelbarer durch Regeln und Prozeduren zu kontrollieren sein dürften nach Lehren aus Empirie und Praxis jedoch die folgenden als förderlich behaupteten Faktoren: eine geringe Gruppengröße, angemessenes Informationsmaterial, geschulte ModeratorInnen und festgelegte und anerkannte Interaktionsregeln (Smith/Wales 2000; Reykowski 2006; Hangartner et al. 2007; Fishkin 2009; Walmsley 2009; Black 2012; Chappell 2012; Pincock 2012: 147; Steiner 2012: 215–216, 253–254; Pedrini 2014). Selbst Gruppendynamiken wie Polarisierungstendenzen scheinen durch einen geeigneten Rahmen vermeidbar (Hamlett/Cobb 2006; Fishkin 2009). Nach bisherigen empirischen Einsichten scheinen jene Tendenzen und Einflüsse vor allem bei einer pluralistischen Gruppenzusammensetzung (Sunstein 2008; Mercier/Landemore 2012) und dem Vorhandensein verschiedener Perspektiven oder Frames (Sniderman/Theriault 2004; Chong/Druckman 2007a; 2012) unterbunden zu werden.

Mit Levine et al. (2005: 2) lässt sich festhalten, dass eine inklusive, informierte, bewusste, von neutralen ModeratorInnen begleitete und möglichst auch sozial/politisch relevante wie einflussreiche Ausgestaltung eine gelingende Deliberation bedeutend wahrscheinlicher macht. Etwas schwieriger gestaltet sich dies anscheinend jedoch, wenn die Ergebnisse von deliberativen Prozessen mit politischen Anliegen verbunden sind, bei denen für betroffene Personengruppen viel auf dem Spiel steht (Levine et al. 2005: 5; Papadopoulos/Warin 2007: 457). Da bei der Einrichtung von deliberativen Beteiligungsmöglichkeiten bislang jedoch eine gewisse Zurückhaltung hinsichtlich der Übertragung von politischem Einfluss festzustellen ist, lassen sich keine gesicherten Schlüsse im Hinblick auf die Anwendungen unter solchen Umständen ziehen.

Insgesamt dürfte aber feststehen, dass argumentative Deliberation, wie es nachdrücklich etwa Mercier und Landemore (2012) zu bedenken geben, nicht per se, sondern nur in einem relativ engen Bereich auf passende Voraussetzungen stößt. Keineswegs von einer haltlosen oder naiven Zuversicht geleitet, werden in der umrissenen vorsichtig optimistischen Position gewichtige Herausforderungen und Hindernisse durchaus anerkannt, grundsätzlich gilt jedoch argumentative Deliberation unter bestimmten Bedingungen und durch passende kontextuelle Ausgestaltung als realisierbar und wünschenswert.

2.2 Die skeptische bis ablehnende Position

Anders verhält es sich bei der nachfolgend beschriebenen Position, die selbst gegen die grundsätzliche Möglichkeit und normative Angemessenheit rationaler Deliberation Bedenken ins Feld führt. Ein wesentlicher Kritikpunkt setzt daran an, dass argumentative Deliberation sehr voraussetzungsvoll sei. Dass deren kognitive Anforderungen für einen beträchtlichen Kreis der TeilnehmerInnen zu hoch oder zu belastend sein könnten, wird wiederholt hervorgehoben. Zudem könne nicht jedem gleichermaßen das notwendige Reflexionsniveau für Deliberationsprozesse abverlangt werden; die notwendige kognitive Fähigkeit werde nur von einem Teil aller Personen erreicht (Webler 1995; Posner 2003: 203 ff.; Talisse 2004; Rosenberg 2005; Reykowski 2006; Somin 2010; Richey 2012). Damit geht die Befürchtung einher, dass Bildung, sozialer Status und die Fähigkeit zur Artikulation ex ante die faktische Teilnahmeintensität und/oder die Überzeugungskraft von TeilnehmerInnen bestimmen und ihnen so ein ungehörliches Gewicht verleihen (Mansbridge 1983; Young 2000: 52–56; Olson 2006: 111 ff.; 2011: 528, 537–538; Ryfe/Stalsburg 2012). Immerhin erlaubt das Merkmal Bildung offenbar recht zuverlässig Rückschlüsse auf die Fähigkeit zur deliberativen Problembearbeitung, wenn man solche Probleme in Experimentalstudien an objektiven Sachfragen misst (Hess et al. 2012: 38; Dijkstra et al. 2013).

Des Weiteren scheint in der unvermeidlichen Grundvoraussetzung gelingender Deliberation, dass nämlich Menschen überhaupt den Willen zur Teilnahme zeigen, nach verbreiteter Auffassung ein wesentliches Problem zu bestehen (Chowcat 2000; Parkinson 2003: 181; Ryfe 2005: 56; Hall 2007: 90; Munro 2007: 448; Svensson 2008: 204, 215; Kim/Kim 2008: 53; Krause 2008: 146–150; Mansbridge et al. 2010: 73; Garsten 2011: 167–168). Wiederholt wurde auf ein spezifisches Dilemma verwiesen: Die DeliberationsteilnehmerInnen müssten, um den Anforderungen zu genügen (etwa bei Annahme eines möglichst unparteiischen Blickwinkels), gerade die Präferenzen und Dispositionen ablegen, die sie zur Teilnahme antreiben könnten. Die schwache Motivation in Form des Strebens nach Verständigung, wie bei Habermas beschrieben, sei alleine nicht ausreichend (Munro 2007: 453 ff.; Svensson 2008: 210 ff.).² Schließlich haben Unterschiede in der Bereitschaft und Motivation zur Teilnahme an Deliberation gegebenenfalls Auswirkungen auf die Zusammensetzung von entsprechenden Foren. Denn womöglich sind darin nur TeilnehmerInnen vertreten, die sehr starke Interessen haben, wodurch nur ein selektives Spektrum von Perspektiven und Argumenten in den Deliberationsprozess eingeht (Weeks 2000; Ryfe/Stalsburg 2012; Molster et al. 2013).

Die Empirie zur Frage nach der Motivation fällt bislang eher spärlich aus. Rosenberg (2005) hat diesen Aspekt daher sogar explizit auf die Agenda gesetzt. Bisher identifizierte Faktoren scheinen mehr oder minder intuitiv einzuleuchten. Bekanntlich gehen formal höhere Bildung und höherer sozioökonomischer Status allgemein mit einer höheren Partizipationsrate einher (Brady et al. 1995; Schäfer 2010) und begünstigen auch die Deliberationsbereitschaft (Mutz 2006: 30; Jacobs et al. 2009: 48). Dieser Sachverhalt hängt eng mit einem anderen motivierenden Faktor zusammen, nämlich der Wahrnehmung des eigenen Einflusses („efficacy“) sowie des wahrgenommenen Einflusses des kollektiven (deliberativen)

2 Dass rational verfahrenende deliberative Austauschprozesse eine nur schwache natürliche motivationale Basis haben, hat bereits Habermas (1991: 135; 1998: 366; 2009: 106 ff.) eingewandt. Die nötigen Dispositionen müssten ihm zufolge im Zuge der Sozialisation internalisiert werden, wobei sich diese notwendigerweise aus affektiven Quellen speisen würden (Habermas 1991: 24, 44).

Handelns auf den politischen Prozess (Burkhalter et al. 2002; Morrell 2003; Carpini et al. 2004: 328; van Stokkom 2005: 398 ff.). Daneben scheinen individualpsychologische Merkmale wie ein „need for cognition“ (Mendelberg 2002: 166), eine Art Bedürfnis nach tieferer Reflexion, sowie extremere und/oder intensivere Einstellungen (Mutz 2006: 135–136) eine motivierende Rolle zu spielen. Dabei handelt es sich allerdings um individuell stark variierende Merkmale, bei denen zudem fraglich ist, inwieweit sie per se wünschenswert sind.

Selbst oder gerade bei ausreichender Motivation ergeben sich jedoch andere Probleme für die Deliberation in Form von psychologischen Mechanismen, die grundlegend im menschlichen Verstand verankert zu sein scheinen. Es gilt als erwiesen, dass Menschen in vielen Handlungsbereichen zum unreflektierten Gebrauch von Heuristik oder „cues“ neigen, anstatt die psychisch stärker belastende Aktivität der bewussten Reflexion auszuüben (Mondak 1993; Taber/Lodge 2006; Erisen et al. 2013). Derartige ‚Vorwegnahmen‘ in Urteilsprozessen sind aus der Persuasionsforschung (Petty/Cacioppo 1986; Chen/Chaiken 1999; Erb/Kruglanski 2005) gut bekannt. Darüber hinaus können Urteilsprozesse allein durch unterschiedliche Präsentation von substanziell identischen Sachverhalten in eine bestimmte abweichende Richtung gelenkt werden, wie es insbesondere die Forschung zu Framing-Effekten zeigt (Chong/Druckman 2007b; Matthes 2007).

Das Spektrum solcher subtiler, insbesondere über Sprache wirksamer psychologischer Mechanismen reicht dabei sehr weit und gilt als fest in der menschlichen Psyche verankert (Mendelberg 2002). Besonders schwer dürfte dabei wiegen, dass die Überzeugungskraft von SprecherInnen bereits durch einen bestimmten Sprachstil vorgegeben wird und dieser zugleich mit deren Status korreliert sein kann (Kohn 2000: 412–417; Mendelberg 2002: 165–174). Jüngst hat Richey (2012) unter Bezugnahme auf eine Reihe empirischer Forschungen den Mechanismus des „motivated reasoning“ als fundamentalen Einwand gegen die Möglichkeit von „rationalen“ Urteilsprozessen in der Deliberation lanciert. Der Mechanismus bezeichnet einen zugleich kognitiven wie affektiven Prozess, bei dem neue Informationen selektiv im Zusammenspiel mit bereits bestehenden Überzeugungen verarbeitet werden. Dies geschieht derart, dass (gültige) Informationen, die bestehenden Überzeugungen widersprechen, erst bei hochgradiger Nichtübereinstimmung zu einer entsprechenden Aktualisierung führen. Teils kann es sogar umgekehrt zur Verhärtung von Einstellungen und Überzeugungen kommen – ein Mechanismus also, der offenkundig der Idee von über Argumentation erreichbarer Überzeugung oder Konsens entgegensteht.

In eine ähnliche Richtung weisen die kritischen Überlegungen in Arbeiten, die sich sozialpsychologischen Prozessen widmen. Im Wesentlichen gehen diese davon aus, dass bestimmte emotionale Dynamiken bei Gruppeninteraktionen endemisch seien und den Deliberationsprozess systematisch beeinflussten. Auf solche Prozesse bezieht sich auch die These von Sunstein (2003), dass sich Gruppen in Deliberationsprozessen entsprechend bereits bestehender unterschiedlicher Urteile und Ansichten weiter polarisieren. Thompson und Hogett (2001: 352) behaupten allgemeiner, dass Gruppendynamiken in Deliberationsprozessen unumgänglich seien und häufig eine Normierung von akzeptablen Emotionen in der Gruppe mit sich führten. Zudem würden sich, folgt man van Stokkom (2005: 404), üblicherweise Führungspersönlichkeiten herausbilden, die der Gruppe als emotionale Orientierungspunkte dienten. Von einem (noch) subtileren Einfluss von Gruppenidentitäten geht Fraser-Burgess (2012: 483) aus. Gruppenmitglieder seien nicht nur durch ihre Loyalität gebunden, sondern ihre Identitäten bestimmten den soziokulturellen Hintergrund, aus dem die TeilnehmerInnen Verstandeskategorien entlehnten. Letztlich

seien Personen dadurch nicht mehr für bestimmte Gründe zugänglich, denn die Gruppenidentität entsprechend in Frage zu stellen sei psychologisch belastend (ebd.: 488–489). Ähnlich argumentiert Olson (2011: 530–531), latent wirksame gruppenbedingte Hintergrundverständnisse würden die Wahrnehmungen und Erfahrungen entsprechend färben. Nicht zuletzt habe dies ein (oft unbemerkt bleibendes) „social patterning of speech“ zur Folge (ebd.: 532). Dazu zähle auch das Phänomen, dass die Äußerungswahrscheinlichkeit und Überzeugungsfähigkeit mit der sozial begründeten und implizit geteilten (Selbst-)Wahrnehmung von der Kompetenz einer Person verwoben sei.

Eine empirische Veranschaulichung der beschriebenen behaupteten Dynamiken bietet etwa die Studie von Martin (2011) über ein britisches deliberatives Forum zu einem Programm des National Health Service. Im Zuge der von ihm untersuchten Beratungsprozesse habe sich allmählich eine kollektive Identität in der Gruppe der Deliberierenden herausgebildet, die eine Verfestigung der Rollen sowie eine begleitende geteilte Vorstellung hinsichtlich der Angemessenheit von Beiträgen herbeigeführt habe. Im Prozess entstandene, die Eintracht betonende Gruppennormen hätten bei einer hauptsächlich emotionalen Verständigung die Beiträge gesteuert – mit der Folge einer ausschließenden Tendenz: „the argument was quickly closed down“ (ebd.: 14). Ähnlich bewertet Weeks (2000: 369) eine Reihe von ambitionierten deliberativen Projekten US-amerikanischer Städte. Trotz teils reger Beteiligung und Interesse verfehlten die Projekte das Ideal und verliefen die Prozesse nicht immer informiert und streng deliberativ ab.

Den Vorwurf einer mangelnden Berücksichtigung affektiver Aspekte verbindet Mouffe (2002: 8; 2010: 97–98) mit einer allgemeineren Kritik. Deliberative Demokratie vernachlässige ihr zufolge Praktiken, die die Loyalität gegenüber der Demokratie stützen und die vor jeder rational akzeptierten Überzeugung zunächst internalisiert werden müssten (vgl. auch Tully 1999; 2003; Kim/Kim 2008). Dabei nähmen Leidenschaften und Affekte eine wichtige Stellung ein. Der Einbezug affektiver und emotionaler Elemente in der Deliberation wird darüber hinaus von einer Reihe von AutorInnen angemahnt, um eine potenziell exkludierende Funktion und das Perpetuieren von Machtungleichgewichten zu vermeiden (Bohman 1996: 57 ff.; Kulynych 1997; Sanders 1997: 370; Remer 1999: 55–56; Tully 1999; Young 2000; 2001; Kohn 2000; Davies/Burgess 2004; Yack 2006: 429; Barnes 2008: 472; Mouffe 2010).

Teilweise wird dieser Einwand unter Bezugnahme auf die grundlegende Ebene der Sprache vorgebracht. Damit sind zweifellos die Voraussetzungen der Deliberation in Form fundamentaler Eigenschaften ihrer TeilnehmerInnen betroffen. So beurteilen Mouffe (2010: 37–38) wie Tully (1999) ein Festhalten an argumentativer, auf Einvernehmen zielender Deliberation als abwegig und gar gefährlich. Unter Bezugnahme auf Wittgenstein verweisen beide darauf, dass Sprache auf elementare Weise unauflösbar mit inkommensurablen Positionen verbunden ist. Überzeugungen seien letztlich in Praktiken verwurzelt, die nicht weiter einer Rechtfertigung zugänglich seien, wodurch argumentative, auf Verständigung zielende Deliberation sich als illusorisch erweise – ein grundsätzliches Element von Unvereinbarkeit zwischen unterschiedlichen Perspektiven bleibe immer bestehen und Ausschlüsse würden über Sprache unvermeidlich produziert. Mouffe (2010: 100) schreibt dies sehr deutlich, wenn sie sich vehement gegen die Idee eines totalen Verstehens wendet und freie und gleiche Deliberation zur „konzeptuellen Unmöglichkeit“ erklärt. Sie begründet dies damit, dass in einer solchen Situation sozusagen keine Reibung vorhanden sei und Sprache nicht operieren könne. Man könnte sagen, für Sprache würde der Anlass in Form einer produktiven Spannung überhaupt fehlen. Rationale Deliberation

hält sie entsprechend für ungeeignet, um politische Kontroversen zu behandeln. Auch Tully (1999: 164–171; 2003) betont eine in der Sprache angelegte Unabschließbarkeit und eine unausweichlich strategische Komponente und fordert daher eine Vielzahl von demokratischen Praktiken weit über bloße argumentative Deliberation hinaus.

In eine ähnliche Richtung gehen die Überlegungen von Rancière (2002: 66): Er argumentiert, jede gesellschaftliche Diskussion sei durch eine Struktur geprägt, die ein „Unvernehmen“ zwischen unterschiedlichen Positionen ausdrücke. Im Bereich des Politischen sei eine unüberbrückbare Widersetzlichkeit dem Menschen unvermeidlich in die Sprache (oder den Logos) eingeschrieben (ebd.: 55). Entsprechend habe der Sprachgebrauch dann über Argumentation hinauszugehen und müsse auch metaphorische und expressiv-ästhetische Gehalte einbeziehen. Nur so ließen sich demokratische Ideale der Gleichheit und Freiheit auf dem Weg der Herausforderung von bestehenden Verhältnissen der Anerkennung verwirklichen (ebd.: 67–72). Demnach wären auch nach Rancière schon sprachlich begründet kaum Voraussetzungen für rationale Deliberation gegeben, noch wäre dies demokratietheoretisch per se wünschenswert.

Alternative, vermeintlich für die Voraussetzungen der politischen Kommunikation zwischen den BürgerInnen besser geeignete Modi sind der Gegenstand eines weiteren Strangs in der Literatur. Diese Arbeiten, die Rhetorik als politischen Kommunikationsmodus aufgreifen und teils rehabilitieren, können laut Garsten (2011: 163) als direkte Reaktion auf die deliberative Demokratietheorie mit ihrem Fokus auf Argumentation angesehen werden. Zwar ist Rhetorik nicht in jedem Fall an Emotionen gebunden, doch scheint es immerhin, sie befinde sich „[a]t the heart of aesthetic-affective modes of communication“ (Dahlberg 2005: 119). So werden ihr auch diverse affektiv basierte positive Effekte wie das Erzeugen von Vertrauen (Allen 2006) und Verständnis und das Überbrücken von Gegensätzen (Young 2000; Dryzek 2010) attribuiert. Außerdem wohne Rhetorik das Potential inne, die Änderung von Urteilen sowie überhaupt erst zur Teilnahme an politischen Aushandlungsprozessen zu motivieren (Abizadeh 2007).

Vor diesem Hintergrund wird Rhetorik gegen eine vermeintliche kognitivistische Verengung von Deliberation in Stellung gebracht. So weist Yack (2006) darauf hin, dass Rhetorik bei Aristoteles im Zentrum ‚politischer Deliberation‘ als Prozess des gemeinsamen Findens von Entscheidungen zum Handeln stehe. Neben Argumenten bediene sich diese zum Zweck der Überzeugung der Emotionen sowie Verweisen auf den Charakter von Personen (ebd.: 428). Desinteresse und Unparteilichkeit („impartiality“) seien für politische Deliberation hingegen fatal; Emotionen seien in den von Aristoteles thematisierten politischen Entscheidungen auch nie von Urteilen zu trennen. Das sollten sie laut Yack auch nicht, denn „deliberation about what serves the common advantage requires a living reason, reasoning informed by the emotions that interest us in the consequences of our decisions“ (ebd.: 433; vgl. auch Abizadeh 2007: 463). Ähnlich charakterisiert Remer (1999) Ciceros ‚deliberative Rhetorik‘, die für diesen die einzig für die Politik angemessene sei. Sie steht für eine agonale und mit Emotionalität verbundene Kommunikationsform, die letztlich auch Personen zum Handeln bewegen solle. Aber Cicero kannte auch eine dem heutigen Deliberationsbegriff verwandte ‚Konversation‘, die als konsensorientiertes rationales Gespräch unter Gleichen unter Ausschluss von Emotionen geführt werde (Remer 1999: 47–48). Selbst dieser Ausschluss bedeute jedoch nicht Apathie, sondern Ruhe als emotionales Gleichgewicht.

Ähnlich wie beispielsweise bei Mouffe (2010) laufen diese Gedanken darauf hinaus, dass politischen Gegensätzen über Argumente oder mit Deliberation kaum beizukommen

ist. Leidenschaften etwa spielten eine bedeutende Rolle in der Vermittlung politischer Positionen. Grundsätzlich bildeten affektiv verankerte Werte, Haltungen und Ähnliches die Basis von Unvereinbarkeiten, die deliberativ nicht aufzulösen seien. Ziemlich sicher dürfte, folgt man Dryzeks (2009) Überlegungen, Deliberation bei starren Gegensätzen wie durch dogmatische Haltungen und Konformismus nicht weit kommen. Auch die Praxis zeigt: Sind die Fronten klar definiert und eine entsprechende Konflikthaftigkeit schon – offen oder latent – vorhanden, stößt Deliberation an Grenzen und es ist gar mit Zurückhaltung, Unzufriedenheit, Verärgerung und/oder Irritation bei den Teilnehmenden zu rechnen (Mansbridge 1983: 7; Mansbridge et al. 2012: 24; Steiner 2012: 234–235; Wojcieszak/Price 2012). Aber auch schon innerhalb solcher Grenzen gibt es, wie die zuvor angeführte Literatur zeigt, Einwände gegen die Möglichkeit demokratischer Deliberation in Form von Faktoren kognitiver, motivationaler und elementar-sprachlicher Art.

Insgesamt lässt die beschriebene skeptische bis ablehnende Position keine vermittelnden Ansätze erkennen. Der argumentativ-deliberativen Meinungs- und Urteilsbildung werden weder bedeutende Chancen eingeräumt, noch wird argumentativ verfahrenende Deliberation als passend für den kommunikativen Austausch über politische Fragen angesehen.

2.3 Die optimistisch-versöhnliche Position

Die dritte Perspektive wehrt sich ebenfalls gegen eine kognitivistische Verengung von Deliberation. Argumentativ verfahrenende Deliberation sei unter Bedingungen von Ungleichheiten zwischen den TeilnehmerInnen oder durch die Vorschrift eines bestimmten Kommunikationsstils potentiell repressiv, weil bereits die unterschiedlichen Fähigkeiten bestimmte Personen und Positionen bevorteilen könnten. Sie sei daher um andere, nichtargumentative Kommunikationsweisen, die deutlich affektive Elemente aufweisen, zu *ergänzen* (Young 2000; Hall 2007; Krause 2008; Forester/Kahane 2010; Griffin 2011b; Roald/Sangolt 2012). Argumentative Deliberation trägt in dieser Perspektive dem Spektrum menschlicher Interaktionsweisen und Dispositionen nicht angemessen Rechnung.

Derartige affektiv basierte Modi der Kommunikation sowie die ihnen zugrunde liegenden menschlichen Dispositionen werden dabei sogar als notwendig für die Verwirklichung des Potentials von Deliberation und des Ziels der Verständigung erachtet. So müsse der Einbezug emotionaler Gehalte Deliberation keineswegs behindern, sondern würde gar das ‚epistemische Niveau‘ von Deliberation heben (Benhabib 1995: 189; Young 2000: 57 ff.; Barnes 2008: 475–477; Krause 2008: 117–122, 201; Griffin 2011a). Klammere die Deliberation, so Benhabib (1995: 177–178), mit einem überhöhten Universalitätsanspruch den konkreten Anderen in seiner partikularen affektiv-emotionalen Konstitution aus, so entäußere sie sich dadurch gerade der Grundlagen, die für einen deliberativen Universalisierungstest von Normen notwendig seien. Ähnlich möchte Young (2000) in ihrer ‚communicative democracy‘ deliberative Demokratie um die affektiven Kommunikationsmodi ‚greeting‘, ‚rhetoric‘ und ‚storytelling‘ wegen ihrer inkludierenden und Verständnis erzeugenden Wirkungen ergänzt sehen. In diesem Sinn lassen sich auch die Überlegungen von Barber (2003) lesen. Er verankert in seiner wesentlich republikanischen Demokratiekonzeption eine starke deliberative Komponente. Das deliberative Kernstück seiner ‚Starken Demokratie‘, ‚political talk‘, habe neben der kognitiven auch die affektive Dimension einzubeziehen, durch die die BürgerInnen erst wirklich eine gemeinsame Basis finden könnten (Barber 2003: 176). Wegen des Potentials von Empfindungen, den

persönlichen Horizont zu erweitern und Gemeinsamkeiten zu finden, so schreibt Krause (2008: 201), würden Affekt und Empfindung in der Deliberation erst zu einem inklusiven und unparteilichen Standpunkt, den sie als „affective impartiality“ bezeichnet, führen. Ohne affektive Komponente, darin stützt sich die Autorin auf Humesche Überlegungen, seien Urteilsprozesse gar nicht möglich.

Die darin enthaltene Einsicht, dass Vernunft und Affekt letztlich nie zu trennen sind, wird ebenfalls deutlich in Aufsätzen, die hinterfragen, wie die Übernahme von Normen und Gründen überhaupt motiviert werden könne. Diese Aufsätze konstatieren diesbezüglich in den Worten von Helm (2001: 191) ein „motivational gap“, dessen Überwindung letztlich immer auch eine affektive Basis habe (vgl. auch Munro 2007: 453–454). Konkreter zeigt Tarnopolsky (2007: 307) eine solche Basis in der Form der Platonischen Scham als psychisch-emotionalen Mechanismus auf: Diese sei entscheidend, um eine Veränderung des Selbst und dessen Sichtweisen zu motivieren (vgl. auch Nieuwenburg 2004). Jene Scham („shame“) als schmerzliches Bewusstsein über die eigene Inadäquatheit könne eine positive Form der Perplexität evozieren. Sofern diese von einer aktiven (durch Phantasie angeregten) Reflexion zu einem neuen Selbstentwurf, einem neuen Sehen-als (vgl. hierzu auch Young 2000: 139) begleitet würde, käme es zu einer Transformation des Selbst. Argumente würden Tarnopolsky (2007: 307) zufolge nicht unmittelbar ‚rationale‘ Lernprozesse auslösen, sondern hätten entsprechend jenem Mechanismus der Scham einen emotionalen Widerstand zu überwinden (vgl. auch Helm 2001: 463) – ein Vorgang also, der Zeit brauche. Nieuwenburg (2004: 463) argumentiert ähnlich auf der Basis des Begriffs der „Scham“ bei Aristoteles, streicht jedoch deren Bedeutung im Zusammenhang mit Aufrichtigkeit stärker heraus: „[S]hame, or a sensitivity to one’s reputation, supplies the process of becoming truthful with a ‚direction of fit‘“.³

Die zuvor zitierten Arbeiten konvergieren in dem Verständnis, dass Emotionalität von Urteilsprozessen nicht zu trennen sei. Aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang theoretisch-konzeptuelle Überlegungen wie die von Helm (2001: 197 ff.): Urteile und Motivation verleihende Emotionen auf der Basis von Wertschätzungen seien, so Helms stark skizzierte Konzeptionen, in kohärenten Mustern untrennbar miteinander verbunden, und dies mache gerade ‚Rationalität‘ aus (Nussbaum 2001; Krause 2008; Adloff/Jörke 2013: 37). Das Problem des oben erwähnten „motivational gap“ sei damit auch überwunden, es stelle sich erst gar nicht. Solch eine Konzeptualisierung scheint empirisch immerhin durch Erkenntnisse der Neurobiologie (Damasio 1994; Marcus 2002; Bechara/Damasio 2005) gestützt zu werden. Damit kann der Verweis auf die Bedeutung von Emotionen kaum per se als Einwand gegenüber argumentativer Deliberation formuliert werden. Wenn nämlich gilt, „[e]motions are always present“ (van Stokkom 2005: 404), dann ist die eigentlich relevante Frage, *inwieweit konkret* Affekt und Emotionen der Deliberation schaden oder nützen können.

Eine Reihe von AutorInnen erkennen Affekt und Emotionen als eher unproblematischen Teil von Deliberation an, denn diese baue unvermeidlich auf emotionale Kapazitäten wie Empathie und Mitgefühl (Mansbridge 1996; Griffin 2011a). Gemäß der Lesart von Dahlberg (2005: 116–117) zeige sich, dass mit dem Einebnen der starren Dichotomie von Ratio und Emotionalität Emotionen sogar mit Habermas’ argumentativem Ansatz zu

3 Damit verwandt sind auch die Überlegungen von Kohn (2000), Kulynych (1997) und Rancière (2002), in denen das Potential zur Bloßstellung per ästhetischer, rhetorischer oder performativer Kommunikationsmodi zum Ausdruck kommt.

vereinbaren sind. An Dahlbergs Überlegungen anknüpfend lässt sich gar die Vorstellung der ‚Scham‘ als motivierender Faktor (siehe oben) mit Habermas’ (1998: 145–146) Idee der Verankerung der motivierenden Kraft von Gründen in passenden internalisierten Über-Ich-Strukturen in Einklang bringen. Ähnlich müsse Hall (2007) zufolge die Anerkennung, dass Deliberationen immer schon Emotionen involviert hätten, auch einer ‚strengen‘, rationalistischen Konzeption von Deliberation nicht entgegenstehen. Die Autorin zeigt dies am Begriff der Leidenschaft („passion“) auf.⁴ Sie beinhalte immer schon eine emotionale Besetzung, ebenso wie eine kognitiv-evaluative Komponente (Hall 2007: 87). Ohne jene erste Komponente, ohne die Sorge für und Wertschätzung von etwas, sei jedes Urteilen notwendigerweise ‚leer‘. Zugleich müsse Leidenschaft im Deliberationsprozess reflektiert werden. Kurzum, in Halls (ebd.: 92) Worten: „Deliberation requires both thinking carefully and caring thoughtfully.“

Nicht nur die Argumente der zitierten AutorInnen, sondern auch der Blick auf die Praxis deutet darauf hin, dass Argumentation und Urteilsprozesse von Emotionen und Affekt nicht zu trennen sind (Baber/Bartlett 2005: 144; Hickerson/Gastil 2008; Bächtiger et al. 2010; Forester/Kahane 2010: 223; Roald/Sangolt 2012). Mutz’ (2006: 76 ff.) empirische Untersuchungen bieten weitere Evidenz für einen ebenso affektiven wie einen kognitiven Mechanismus im deliberativen Prozess. Parkinson (2006) veranschaulicht in seinen Fallstudien, dass diverse nichtargumentative Kommunikationsformen einen Platz in der real stattfindenden Kommunikation haben. Hinzu kommt, dass das Denken und Sprechen von Personen stark von Narrativen im Sinne von interpretativen Rahmen, die das Verständnis von (politischen) Themen leiten, beherrscht sein dürften (Boswell 2013). Solche Narrative ergeben sich aus der sozialen Interaktion und seien nach Boswell (ebd.: 6–10) insbesondere im Kontext weiter gefasster deliberativer Systeme ernst zu nehmen. Auch Ryfe (2006: 73) betont, dass Narration in demokratischer Deliberation ein wiederkehrender Kommunikationsmodus sei. Zudem könne eine breiter angelegte deliberative Demokratie schon konzeptuell nicht auf die Einlösung der ‚idealen Sprechsituationen‘ bauen und beinhalte notwendigerweise asymmetrische Kommunikationsverhältnisse, so Boswell (2013). Narrative, schreibt Boswell weiter, würden als spezifische Form von Rhetorik den Teilnehmenden als stützender, sinnstiftender und strukturierender Mechanismus dienen. Neben der Funktion der Komplexitätsreduktion würden sie TeilnehmerInnen auch Anknüpfungspunkte liefern, wie auch von Young (2000) behauptet. Dies dürfte zumindest dann gelten, wenn erzählende Elemente einen moralischen Charakter haben und an der Norm der Reziprozität ausgerichtet sind (Krause 2008: 143, 156, 173; Steiner 2012: 86). Die Rolle von Narrativen bleibt aber letztlich ambivalenter Art, insoweit sie auch exkludierende Wirkungen zeitigen sowie Ungleichheiten evozieren und/oder verstärken können (Boswell 2013: 13). Steiners (2012: 84) Bestandsaufnahme und seine eigenen Untersuchungen suggerieren immerhin, dass narrative Elemente nicht nur häufig von DeliberationsteilnehmerInnen eingebracht werden, sondern eine deutliche, überwiegend positive Rolle – selbst unter schwierigen Voraussetzungen – erfüllen, indem sie die Perspektivübernahme auf eine nicht intrusive Weise fördern und Anknüpfungspunkte etablieren.

Steiner (2012) wie auch andere AutorInnen, die nichtargumentative Modi für relativ problemlos mit Deliberation vereinbar halten, geben jedoch keineswegs die Argumentation als den/einen Kernbestandteil von Deliberation auf. Eine bewusste Abkehr von argu-

4 Im Übrigen greift Hall (2007: 87) zwar auf den Begriff der Leidenschaft zurück, verwendet diesen dabei jedoch nahezu identisch wie Nussbaum (2001) den Begriff Emotion.

mentativem Austausch wird dann gefordert, wenn die Bedingungen und die Form des Austauschs bereits der Ausdruck verfestigter repressiver Machtverhältnisse sind (Young 2001; Olson 2011: 543–544; Parkinson 2012: 158). Eine explizite Formulierung dieses Gedankens findet sich im Übrigen auch bei Habermas (1991: 116). Überhaupt ist Habermas' Konzeption demokratischer Deliberation nicht so einfach auf eine ‚rein‘ argumentative Position festzunageln, wie es an manchen Stellen anklingen mag. So schreibt er, dass Solidarität die erforderliche Kehrseite von Gerechtigkeit in jedem Argumentationsspiel darstelle (ebd.: 19, 70). Der betreffende Passus liest sich gar recht ähnlich wie eine Stelle etwa bei Krause (2008: 163), obgleich sich die Autorin von Habermas insgesamt eher abgrenzt. Auch ihre Idee, dass für die Möglichkeit moralischer Urteile DeliberationsteilnehmerInnen auch ihre Bedürfnisse ausdrücken müssten (ebd.: 119 ff.), ist keineswegs neu – Habermas (1973) sah dies im Prozess des diskursiven Austauschs ebenfalls vor, nur sollten die eigentlichen Überzeugungsprozesse an Argumente geknüpft sein.

Diese knappen Bemerkungen mögen verdeutlichen, dass die vorangehende Unterscheidung in drei Positionen eher Tendenzen darstellt, die bei differenzierter Betrachtung verschiedener Werke alsbald schwammig werden. Offenbar kommen teils bei derselben AutorIn verschiedene Überlegungen und Argumente vor, die sich je unterschiedlichen Positionen zuordnen ließen. Das macht die ohnehin schon vielfältige Literatur noch komplexer. In der nachfolgenden Diskussion findet für ein Mehr an Klarheit eine systematische Extraktion und kritische Betrachtung zentraler Argumente statt.

3. Diskussion

Aufbauend auf der vorangehenden Zusammenschau findet im Folgenden eine systematisierende Rekonstruktion und kritische Bewertung zentraler Argumentationsfiguren statt. Für die angestrebte Systematisierung ist es zweckmäßig, sich zunächst des Sinns von Deliberation zu vergewissern. In letzter Instanz hat Deliberation eine (sozial-)integrative Funktion (sehr deutlich so benannt zum Beispiel bei Mercier/Landemore 2012): Unterschiedliche Einstellungen, Ansichten et cetera werden im Deliberationsprozess abgewogen und auf die Möglichkeit ihrer Vereinbarkeit (gegebenenfalls nach Änderung) geprüft. Dabei muss nicht Konsens das Ziel sein. Ein höheres argumentatives oder ‚epistemisches‘ Niveau (Habermas 1998: 369; 2009: 56), eine geteilte „public philosophy“, die Respekt gegenüber moralischen Positionen anderer involviert (Gutmann/Thompson 2004: 90–94), ein Metakonsens (Dryzek 2010; Knight/Johnson 2011) oder ein besseres Verständnis und das Anerkennen der Argumente anderer TeilnehmerInnen als (gleichermaßen) vernünftig (Steiner 2012: 90–94) können ebenso am Ende des Prozesses stehen.

Diese integrative Rolle soll zudem, darin besteht im Wesentlichen Übereinstimmung, nicht oder zumindest nicht allein affektiv fundiert sein. Ergebnisse des Deliberationsprozesses dürften demnach nicht durch ‚Vorwegnahmen‘ von Ergebnissen, zum Beispiel allein auf der Basis von gemeinsamem Empfinden oder einer vorherrschenden Identität, vorherbestimmt werden. Stattdessen basiert die integrative Leistung demokratischer Deliberation im Kern, wenngleich dies nicht immer explizit so genannt wird, auf *Reflexivität* (deutlicher etwa bei Habermas 1998; Bohman 2003; Gutmann/Thompson 2004; Olson 2006; Knops 2007; Dryzek 2010). Reflexivität kann dabei allgemein als ein bewusstes Selbst-Verhältnis verstanden werden, durch das eine kritische Haltung und eine Relativierung des Selbst ermöglicht wird. Entsprechend lassen sich Einflussfaktoren danach unter-

scheiden, ob sie Reflexivität begünstigen oder ihr entgegenstehen. Weiterhin lässt sich eine Unterscheidungsdimension zwischen Argumenten, die einen *strukturellen* Einfluss von bestimmten Merkmalen postulieren, und solchen, die einen *intentionalen* Einfluss zum Gegenstand haben, ausmachen. Beide genannten Dimensionen ergeben zusammen die Zusammenstellung in Tabelle 1. Darin sind die in den vorangehenden Abschnitten erwähnten sowie nachfolgend näher beschriebenen Einflussfaktoren zusammenfassend aufgeführt.

Tabelle 1: Typen des Einflusses von TeilnehmerInnenmerkmalen in der Deliberation

Bedeutung für Reflexivität		
vermindert		erhöht
Art des Einflusses	strukturell	kognitive Grenzen, affektiv basierte Informationsverarbeitung und Urteilsprozesse repressiver Stil (der Sprache) und Form der Kommunikation verfestigte Positionen und Identitäten, Dogmatismus
	intentional	reflexive Haltung der Personen: Offenheit, Toleranz, Änderungsbereitschaft Kontingenz und Ambiguität, komplex überlappende Positionen und Zugehörigkeiten,
		Instrumentalisierung affektiver Prozesse, etwa gezielte Evokation von Emotionen wie Furcht Verschärfung affektiv verankerter Unterschiede (Identitäten) oder Erzeugung einer hegemonialen Identität
		Brücken ausbilden, Verständnis, Empathie und Perspektivübernahme fördern affektive Aspekte und Emotionen inhaltlich thematisieren starre Positionen und die Bedingungen des Austauschs herausfordern

Quelle: Eigene Zusammenstellung.

3.1 Struktureller Einfluss, der Reflexivität vermindert

Als der vielleicht fundamentalste Einwand gegen rationale Deliberation ist die Behauptung zu sehen, dass ihr die konzeptuelle und gewissermaßen menschliche Unmöglichkeit bereits auf sprachlicher Ebene eingeschrieben sei. Das integrative Potential von argumentativer Deliberation sei demnach wegen der Differenz und der Ausschlussmechanismen am Grund der Sprache nicht einzulösen, so das Argument in zugespitzter Form (Rancière 2002; Tully 2003; Mouffe 2010). Mouffe wie Tully rekurrieren auf Wittgenstein, um zu zeigen, dass Verständigung durch Argumentation und Konsens als Ergebnis von Deliberation letztlich undenkbar seien. Allerdings scheinen die AutorInnen dabei eine der Sprache immanente Eigenschaft von der abstraktesten Ebene auf die Ebene konkreter Kommunikation zu projizieren. Selbst wenn Sprache ein unauslöschliches Element der Differenz zueignet, bedeutet dies nicht die Unmöglichkeit der Verständigung. Wenn solche Differenz immer schon gegeben ist, dann gilt dies ja gleichermaßen für tiefe Konflikte wie für Meinungsverschiedenheiten im banalsten Sinn – wobei die Überwindbarkeit Letzterer wohl kaum zu bestreiten ist.

Es scheint zutreffender, davon auszugehen, dass in Sprache ein trennendes wie zugleich ein verbindendes Element liegt.⁵ Wie Knops (2007) dargelegt hat, muss auch Mouffe mit ihrer Auffassung von agonalen Spielen die Möglichkeit eines geteilten Hintergrunds und damit eines konsensualen Elements konzederieren (zur Spielhaltung vgl. Huizinga 1987). Der Wittgensteinsche Pragmatismus sei gar, so Knops (2007: 123) wei-

5 Oder wie Habermas (2009: 19) schreibt: „Wir finden uns immer schon im Element der Sprache vor. Nur weil wir von Haus aus mit anderen verbunden sind, können wir uns vereinzeln.“

ter, problemlos mit rationaler Deliberation vereinbar. Unübersehbar bezieht sich immerhin auch Habermas (vgl. insbesondere 2009: 73) auf Wittgensteins Überlegungen, um in die entgegengesetzte Richtung wie Mouffe zu argumentieren und die Annahme des integrierenden Charakters argumentativer Sprachspiele zu stützen. So lässt sich auch auf der Basis von Wittgenstein argumentieren, dass die schon in der Sprache und den ihr zugrunde liegenden Praktiken (und Lebensformen) angelegten Unterschiede, statt Verständigung unmöglich zu machen, für diese (nach Habermas im Diskurs) erst den Anlass bilden.

Aus dieser Warte kann auch Einwänden gegenüber der Möglichkeit von Deliberation begegnet werden, die sich auf kognitive Heuristiken, Gruppendynamiken und andere affektiv basierte psychologische Mechanismen stützen. Den entsprechenden, oben angeführten Studien ist gemein, dass sie Reflexivität insofern eingeschränkt sehen, als jene Mechanismen (zum Beispiel *motivated reasoning*) der Bereitschaft von Personen zur unvoreingenommenen Informationsaufnahme und Urteilsbildung im Wege stünden. Dabei scheint es sich um universelle menschliche Eigenschaften zu handeln, die bei jeder und jedem mehr oder minder stark ausgeprägt und kaum auszuräumen sind (vgl. auch Willingham 2008). Allerdings ist auch dieser Einwand gegen die Möglichkeit von rationaler Deliberation zu qualifizieren. Es handelt sich zwar um ernstzunehmende Hindernisse. Aber das Wissen über die weiter oben beschriebenen hinderlichen kognitiven Prozesse stammt erstens aus Studien, die allgemeine Prozesse untersuchen, wie sie insbesondere im Alltag wirksam sein dürften. Geregelte Deliberation stellt jedoch kaum eine alltägliche Interaktionsform dar. Außerdem kann das Vorhandensein der genannten hinderlichen Einflüsse gerade den Anlass für Deliberation bilden. Diese zielt ja darauf, die entsprechenden Haltungen und Prozesse zu überwinden und Reflexivität einzuführen.

Ähnliches gilt für sozialpsychologisch begründete Gruppendynamiken. Da Deliberation unvermeidlich eine soziale Situation impliziert, können sie ein grundlegendes Problem darstellen. Nicht auszuschließen sind entsprechende Prozesse auf der Basis latenter Machtstrukturen, die sich in Form existierender Ungleichheiten in der Deliberation mehr oder minder unbemerkt auswirken (Young 2001; Olson 2011). Dieser Einwand ist jedoch mit einem epistemologischen Problem behaftet: Er lässt sich praktisch immer behaupten und seine empirische Prüfung dürfte insofern äußerst schwierig sein, als per definitionem Unbemerkt zu messen wäre. Hierin liegt dasselbe Problem wie das des Foucaultschen Machtbegriffs, der aufgrund seiner Ubiquität droht, unbrauchbar zu werden (Merquior 1991) – wenn alles Macht ist, ist Macht an und für sich bedeutungslos. Eindeutige Evidenz für die negative Auswirkung von Ungleichheiten gibt es jedenfalls bisher nicht (vgl. weiter oben). Entscheidend sind jene machttheoretischen Erwägungen jedoch insofern, als sie auf mögliche Verzerrungen aufmerksam machen sowie darauf, wann diese am ehesten zu vermuten sind.

Es kommt letztlich darauf an, wie sich Unterschiede und Ungleichheiten konkret auswirken. Als kritisch dürfte sich die damit angedeutete Herausforderung für die Deliberation dann herausstellen – und darin zeichnet sich eine klare Grenze von Deliberation ab –, wenn affektiv stark verankerte Werte und Identität sowie dogmatische Haltungen vorhanden sind und diese in der Deliberation ins Spiel kommen. Unter diesen Bedingungen dürfte in der Regel nur sehr eingeschränkt deliberativer Austausch möglich sein, da die Bereitschaft zu Lern- oder Transformationsprozessen, auf die Deliberation zur Erfüllung ihrer integrativen Funktion angewiesen ist, dann hochgradig eingeschränkt wird. Allerdings lassen sich auch gegenteilige Auffassungen (Schoem 2003; Southphommasane 2005: 409–410) sowie Gegenbeispiele aus der Empirie (O’Flynn 2006; Bole/Gordon 2009: 279 ff.;

Steiner 2012) finden. Die empirische Forschung hierzu ist, wie auch Steiner (2012: 215) anmerkt, bisher jedoch spärlich.

Es ist davon auszugehen, dass die Relevanz tief verwurzelter Einstellungen und Haltungen von der Thematik der Deliberation abhängt. Nicht für jeden Anlass müssen vorhandene Einstellungen Reflexivität einschränken, weil sie als indiskutable Positionen in Erscheinung treten. Jeder bleibt bei bestimmten Anlässen und Anliegen stur, bringt es etwa Chappell (2012: 83) auf den Punkt. Auf einer gesamtgesellschaftlichen Ebene scheinen Reflexivität entgegenstehende Haltungen unter Bedingungen vorzuherrschen, unter denen Personen fest in soziale Strukturen eingebettet sind, die zugleich deren Weltbilder prägen. Die soziologische Beschreibung eines solchen Zustands verweist dabei immer wieder auf die Perpetuierung von relativ wenig differenzierten starren Strukturen durch die Herstellung und Erhaltung von Uniformität (Archer 2012: 18–23) – Konventionalismus, der mit derartigen Strukturen einhergeht, sei zugleich affektiv verankert und führe mitunter zu Abwehrreaktionen gegen deren Veränderung: „[D]iscordant elements have the capacity to move ordinary people because they are emotionally registered as *offensive*“ (Archer 2012: 22–23, Hervorhebung im Original). Diese Konfiguration dürfte somit den Umgang mit andersartigen, inkommensurablen Haltungen erschweren und in diesem Sinn Reflexivität einschränken.

3.2 Struktureller Einfluss, der Reflexivität fördert

Die Chancen für Deliberation stehen sozialstrukturell wesentlich besser, wenn bereits vorhandene Dispositionen mehr auf Reflexivität eingestellt, die Individuen also aus festen sozialen Strukturen freigesetzt sind. Die durch beschleunigte Veränderungen, Differenzierung und hohe Kontingenz geprägte Moderne oder Spätmoderne, so die soziologische Beschreibung, gehe mit einer Vervielfältigung von Perspektiven ebenso wie einer erhöhten Bereitschaft zur Veränderung zwecks Anpassung einher. Dabei müsse sich das Selbst ständig reflexiv neu aushandeln (Giddens 1991; Beck 2011; Archer 2012).⁶ Bei der strukturell erhöhten Wahrnehmung von Kontingenz und Disponiertheit zu Reflexivität gälten Einstellungen eher als diskutabel, die Bereitschaft und Fähigkeit zu einer selbstkritischen Haltung nähmen insgesamt zu (Archer 2012: 43).⁷

Folgt man dieser soziologischen Beschreibung, so dürften tendenziell vermehrt Einstellungen Verbreitung finden, die als individuelle begünstigende Faktoren (zum Beispiel Offenheit und Toleranz; vgl. weiter oben) für Deliberation gelten, insoweit sie Reflexivität fördern. Wichtiger noch als die Gesamtheit solcher individueller förderlicher Merkmale ist aber das systematische Zusammenspiel von Eigenschaften verschiedener Personen. Besonders günstig scheint für deliberative Prozesse eine Konstellation zu sein, bei der sich Positionen und Zugehörigkeiten vielfältig überlappen und es keine scharfen (mehrfa-

6 In der Terminologie von Archer wäre an dieser Stelle von „meta-reflexivity“ zu sprechen, da sie auch mit über Traditionen und Konventionen integrierten festen sozialen Strukturen eine Form von „Reflexivität“ verbindet: „communicative reflexivity“ (Archer 2012: 17–41). Es handelt sich dabei allerdings um Prozesse der Selbstverständigung und Selbstvergewisserung durch den Austausch mit Gleichengesinnnten.

7 Auch Habermas (1991: 45) hat in seinen soziologischen Beschreibungen der Moderne neben dem Faktum des Pluralismus betont, dass die Moderne in ihrem posttraditionalistischen Charakter mit der Entbindung der Individuen aus starren Strukturen zugleich auch die Voraussetzungen bereitstelle, um die soziale Integrationsleistung in einem reflexiven Modus wieder einzuholen.

chen) Abgrenzungen von Gruppen gibt. Ausführlich argumentiert dies Young (2000), ähnliche Überlegungen gibt es aber auch in der Politischen Soziologie („bridging social capital“ bei Putnam 2000: 22–23) und der Sozialpsychologie (Roccas/Brewer 2002; Brewer/Pierce 2005). Insbesondere kann Letztere nachweisen, dass solche Muster die Schärfe der Konturen sozialer Identitäten mindern und die Herstellung von Gemeinsamkeiten erleichtern – die Verschiedenheit in einer Dimension der Zugehörigkeit kann mit Gemeinsamkeit in einer anderen einhergehen. Mit Huijer (2009) kann in diesem Zusammenhang auch treffend von „ambiguity“ im Kontext von Deliberation gesprochen werden. Ebenso dürfte, wie weiter oben bereits angeklungen ist, die Vielfalt von Perspektiven und Meinungen eine zentrale Voraussetzung für gelingenden deliberativen Austausch darstellen (Sunstein 2008; Mercier/Landemore 2012: 248–253).

Solche Bedingungen scheinen den oben erwähnten abträglichen psychologischen Mechanismen effektiv entgegenzusteuern. Entsprechende Rahmenbedingungen können dabei teils gezielt durch die institutionelle Einbettung der Deliberation sichergestellt werden. Dadurch kann diese auf Reflexivität hin ausgerichtet und die Fallibilität der Ergebnisse berücksichtigt werden, so dass strukturelle Verfestigungen vermieden werden. Auch ist denkbar, dass selbst der Einfluss hegemonialer, gruppengebundener Sprachformen und Umgangsformen so thematisiert und durch Gruppengrenzen transzendierende Geltungsansprüche herausgefordert werden kann (Hayward 2011: 483; Olson 2011: 539). Der institutionelle Kontext vermag überdies zu bestimmen, inwieweit intentionale Einflüsse bestimmter Art auftreten. Auf diese sei zunächst eingegangen, bevor schließlich die Rolle des institutionellen Rahmens in den Fokus rückt.

3.3 Intentionaler Einfluss, der Reflexivität fördert

Reflexivität kann nicht nur strukturell bedingt sein, sondern auch bewusst mittels nichtargumentativer und affektiv basierter Kommunikationsmodi induziert werden. Im Kern wird dies damit begründet, dass diese Modi die Urteilsbildung fördern, indem sie TeilnehmerInnen dabei unterstützen, untereinander Anknüpfungspunkte oder ‚Brücken‘ auszubilden (Barber 2003: 176–177; Krause 2008: 123, 128) und, allgemeiner, die Perspektiven anderer einzunehmen (Young 2000; Krause 2008; Dryzek 2010; Morrell 2010; Boswell 2013). Weiterhin besagt diese (insbesondere bei Young 2000 ausbuchstabierte) Argumentationslinie, dass die DeliberationsteilnehmerInnen bei Kenntnis von und Umgang mit mehr Perspektiven eher ihre eigene Position zu relativieren und zur Einfühlung in andere in der Lage sind (ähnlich Krause 2008: 162) – Perspektiven würden eher als kontingent anerkannt, wodurch Reflexivität und Ambiguität (Huijer 2009) erhöht werden. Die Urteilsprozesse werden quasi durch affektive Verständigungskanäle unterfüttert und dadurch zudem reicher an relevanten Informationen und potentiell inklusiver. Es gibt demnach starke Gründe für eine positive Rolle des intentionalen Einflusses affektiver menschlicher Ressourcen zu deliberativen Zwecken.⁸ Ihr Makel scheint in erster Linie darin zu bestehen, dass sie äußerst ambivalent sind.

8 Jenseits von eigentlicher Deliberation erfüllen diese Modi ebenso eine wichtige Funktion. Gegenüber verfestigten Positionen und repressiven Bedingungen, unter denen der Anspruch demokratischer Deliberation kaum zu erfüllen ist, sind expressive und stärker affektive Kommunikationsmodi wohl der einzige Weg, um diese Situation aufzusprengen (Kulynych 1997; Young 2001; Rostbøll 2008; Parkinson 2012). Dadurch werden gegebenenfalls erst die für Deliberation erforderlichen Bedingungen erreicht.

3.4 Intentionaler Einfluss, der Reflexivität vermindert

Die zuvor beschriebenen Kommunikationsweisen, die stärker Affekt und Emotionen involvieren, können der Deliberation auch entgegenwirken und Reflexivität unterminieren (Young 2000: 77–78; Martí 2006; Dryzek 2010: 69–70; Boswell 2013). Bestimmte Mittel in der Kommunikation lassen sich auch instrumentalisieren, um eigene Interessen durchzusetzen. Relativ einhellig scheint die Position, dass affektiv basierte Kommunikationsweisen nicht beliebig in Deliberation hineinspielen sollen, weil diese sonst der Willkür und Launenhaftigkeit ausgesetzt würde (zum Beispiel Benhabib 1996: 83; Bächtiger et al. 2010: 48; Garsten 2011: 166–167). TeilnehmerInnen von Deliberationsprozessen können, so die Befürchtung, gezielt Emotionen wie Furcht zu evozieren suchen oder sich etwa affektive Prozesse der Informationsverarbeitung und Urteilsfindung zunutze machen.⁹ Eine Folge dessen kann beispielsweise eine Art Konsens sein, der auf unausgesprochener Dominanz beruht und bei dem Deliberation „nicht als Form der Argumentation, sondern als gruppendynamisches Mittel für die Schärfung des Einfühlungsvermögens und für die Stärkung sozialer Bindungen“ fungiert (Habermas 1991: 60). Der gerichtete Umgang mit Affekt und Emotionen könnte Ergebnisse als primär affektbasiert präjudizieren und somit bestimmte Personen systematisch bevorteilen. Rhetorisch geschickte TeilnehmerInnen hätten womöglich insofern einen enormen Vorteil, als sie gezielt auf der Klaviatur von Affekt und Emotionen spielen könnten, um den Deliberationsprozess in ihrem Sinn zu beeinflussen.¹⁰ Dabei ist es entscheidend, dass andere TeilnehmerInnen diesen gerichteten, instrumentellen Einsatz von Affekt und die Aufrichtigkeit der betreffenden Person nicht unmittelbar, aus einzelnen Handlungen und Ausdrücken, herauslesen können.¹¹

Um den TeilnehmerInnen nicht aufzubürden, die Intentionen anderer (ständig) zu durchschauen, hätte der institutionelle Kontext diese Problematik zu berücksichtigen. Die Regeln und Institutionen des deliberativen Austauschs müssten idealerweise alle dazu bewegen, sich kooperativ zu verhalten, auch wenn dies nicht ihren eigentlichen Intentionen und ihrem Eigeninteresse entspricht. Es genügt dabei, wenn die TeilnehmerInnen so tun, als ob sie die Regeln akzeptieren und diesen damit tatsächlich Folge leisten. Dies ist bisher in der Literatur zu Deliberation selten expliziert worden,¹² obwohl direkte Anleihen immerhin bei beispielsweise Huizinga (1987), Plessner (2002) und Sartre (1994) denkbar sind (vgl. auch Stahlhut 2005). Die genannten Autoren offerieren wertvolle Überlegungen zu der Frage, wie sich Menschen performativ auf eine Haltung einlassen und diese zumindest ‚vorspielen‘ können, ohne dass sie ihren bewussten und eigentlichen Intentionen entsprechen muss. Darin darf sicherlich auch ein menschliches Potential gesehen werden, welches für demokratische Deliberation von Bedeutung ist. Die Regeln des deliberativen Austauschs bestimmen, was als akzeptabel gilt und worauf sich die TeilnehmerInnen ein-

9 Eine Palette möglicher konkreter Kommunikationsweisen findet sich bei Johnson-Cartee und Copeland (2004: 163 ff.).

10 Vergleiche hierzu auch die Beschreibung des Soziopathen als moralphilosophische Herausforderung bei Verene (2010: 202).

11 Habermas (1973) betont, dass die Frage nach der Aufrichtigkeit von SprecherInnen nicht diskursiv, also nicht durch den sprachlichen Austausch, geklärt werden können, sondern sich dies nur in der und aus der Interaktion für die Beteiligten erweisen können – es zeige sich.

12 Am meisten vermutlich bei Habermas (1991: 132–133; 2009: 43–64) in Form der kontrafaktischen Unterstellungen, die jede TeilnehmerIn von verständigungsorientierter Kommunikation performativ immer schon vorgenommen habe.

zulassen haben, wenn sie als anerkannte TeilnehmerIn interagieren wollen. Folgt man Nieuwenburg (2004), dann werden bei Durchsetzung der Regeln diese (allmählich) von den TeilnehmerInnen internalisiert. Mit Reichenbach (2008: 94–97) kann man hinzufügen, dass selbst vorgespielte Tugenden allmählich in die Gesinnung eingehen.¹³ Bei Elster (1998: 111) findet sich hierfür auch der Ausdruck der „civilizing force of hypocrisy“. Wichtiger als die ohnehin kaum direkt und verlässlich zu ergründenden Intentionen ist demnach das tatsächliche Handeln der Personen.

Vor diesem Hintergrund kommt einer von den Intentionen abgelösten Haltung der Zivilität eine wichtige Rolle zu. Sie macht zugleich aufmerksam auf die Notwendigkeit einer Trennung erstens einer inhaltlichen Ebene und zweitens einer (geteilten) Form des Austauschs: „Because civility has its point and place precisely with respect to views that are under dispute in a society, civility norms must require civil responses to some views regardless of what individual reasoners think about them“ (Calhoun 2000: 269). Sofern in dem intersubjektiven (deliberativen) Engagement geteilte unproblematische („zivile“) Ausdrucksformen existieren, kann Verständigung zwischen inhaltlich verschiedenen Positionen stattfinden. Eine entsprechende Zurückhaltung im Ausdruck ermöglicht ganz grundlegend das kontinuierliche Einlassen auf Deliberation, da sie so stabilisiert wird (vgl. hierzu auch Reichenbach 2008: 91). Dabei muss Zivilität keineswegs eine repressive und partikuläre Form annehmen, die sich als universell ausgibt, wie etwa bei Young (2000: 47) angemahnt. In diesem Zusammenhang mag auch die Aussage von Krause „impartiality in deliberation is not the same thing as universalism“ (Krause 2008: 161) gehaltvoll sein. Statt von *der* Zivilität als einer universellen Form auszugehen, kann diese immerhin in dem Sinn als neutral verstanden und eher negativ bestimmt werden, als dass sie eine implizit geteilte und gemeinsam praktizierte Zurückhaltung in der Ausdrucksweise kennzeichnet. Dazu gehört auch, dass jeder den anderen Raum lässt, sodass gegenseitiges Zuhören und Einfühlung stattfinden kann; Zivilität wäre damit gar Reziprozität eingeschrieben (vgl. auch Herbst 2010: 20–21). So verstanden dürfte Zivilität schwerlich per se der Verteidigung eines hegemonialen Standpunkts dienen. Es dürfte sogar umgekehrt wichtig sein, dass Personen/Gruppen in mächtigeren Positionen an Normen der Zivilität gebunden werden (Calhoun 2000: 274). Dadurch müssen im Übrigen Affekt und Emotion keineswegs ausgeschlossen werden (Herbst 2010: 21).

Entsprechenden, stärker affektiv basierten Modi kommt zweifellos ein reflexives Potential zu. Das wird nicht nur daran deutlich, dass sie Perspektiven ausweiten können, sondern auch daran, dass sie Reflexionsprozesse anzustoßen vermögen, wie etwa Adloff und Jörke (2013: 33–34) schreiben. Auch in der Praxis scheint der Austausch von Argumenten allein ohnehin nicht die feststellbare integrative Leistung von Deliberation zu erbringen: „If consensus occurs, it is hardly ever based on reasons shared by all actors“ (Steiner 2012: 150). Um auf die Verwirklichung von Reflexivitätspotentialen hin ausgerichtet zu sein, sind jedoch ebenso die nichtargumentativen Kommunikationsmodi entsprechend kontextuell einzubetten. Krause (2008: 115) schreibt dazu, die Idee, Menschen könnten gänzlich losgelöst von durch den Kontext instituierten Regeln deliberieren und urteilen, gründe auf einen „dream of transcendence“ und fügt hinzu: „that does not fit with who we are as human beings“. Damit stellt sich die Frage nach den Kriterien und Regeln, durch die der Einsatz von Affekt und Emotionen auf Reflexivität hin festge-

13 Dass dies auch umgekehrt für ‚Untugenden‘ gilt, stellt das Stanford Prison Experiment (Zimbardo 2008) vor Augen.

geschrieben wird. Es scheint sinnvoll, diese Verwendung an die Norm der Reziprozität anzubinden (Krause 2008: 173; Steiner 2012: 86). Die Orientierung an diesem Kriterium führe laut Krause (2008: 173–174) zu einem „reflective caring“ als der legitimen Form von Affekt in der Deliberation. Die Ausrichtung auf die Norm der Reziprozität, so lässt sich folgern, drängt demnach auf die Überschreitung eng gefasster Perspektiven im Zuge des Deliberationsprozesses. Diese Richtungsvorgabe muss somit nicht ‚rein‘ durch Argumentation verbürgt werden.

Um entsprechende Kontextbedingungen nicht zu aufwendig und komplex werden zu lassen, könnte es richtungsweisend sein, zur Komplexitätsreduktion sequentiell eine offener Phase mit diversen Kommunikationsweisen einer strikter auf Argumentation festgelegten Deliberation vorausgehen zu lassen (Kim/Kim 2008; Bächtiger et al. 2010: 53 ff.). Aber selbst in einer (zweiten) gezielt rationalen Deliberationsphase wären Affekt und expressive Modi bewusster zu berücksichtigen. Nicht nur ist Affekt letztlich nie vollkommen abwesend und unvermeidlich immerhin bereits bei der Motivation vorausgesetzt.¹⁴ Man darf sicherlich auch Dahlberg (2005: 120) darin zustimmen, dass bestimmte deutlich affektive Kommunikationsmodi wie Rhetorik ebenso wie bestimmte leidenschaftslose Kommunikationsmodi misstrauisch zu sehen sind. Die Frage der institutionellen Ausgestaltung hat also beides zu berücksichtigen, immer auch mit dem Ziel, wie Krause (2008: 25) es nennt, „to civilize the passions“.

Ein für Deliberation entscheidendes Potential ist in diesem Zusammenhang somit nicht zuletzt auch darin zu sehen, die Umstände des Miteinander-Handelns gezielt zu gestalten.¹⁵ Es bedarf immer auch eines instrumentellen Handelns, um die ohnehin stets künstliche Situation der Deliberation angemessen einzurichten.¹⁶ Im Zusammenspiel mit der grundlegenden Fähigkeit, Rollen anzunehmen, indem Personen sich sozusagen auf die Grammatik einer Situation (Goffman 1977; Willems 1997) und die Regeln eines Spiels (Huizinga 1987) einlassen, kann Deliberation auf Reflexivität hin ausgerichtet werden.

Deutlich wird das Erfordernis der sorgfältigen Ausgestaltung überdies an einem bei einigen AutorInnen auszumachenden Bestreben der Verwissenschaftlichung der Praxis demokratischer Deliberation (Mucciaroni/Quirk 2006; Hangartner et al. 2007; Fishkin 2009; Dryzek 2010; Steiner 2012). Allerdings könnte durch eine solche Herangehensweise Deliberation für die TeilnehmerInnen letztlich intransparenter werden (vgl. hierzu auch Parkinson 2012: 162), wodurch paradoxerweise Reflexivität wiederum womöglich eher vermindert statt gefördert würde.

5. Fazit

Die Forschung zu demokratischer Deliberation blickt auf eine Reihe von „turns“ (Dryzek 2010) und eine Abfolge von „Generationen“ (Elstub 2010) zurück. Parkinson (2012: 153)

14 Erst allmählich begreift die Politikwissenschaft das Verhältnis zwischen Kognition und Affekt als mehr oder minder unproblematisch, während beide in anderen Disziplinen wie beispielsweise der Markt- und Konsumentenforschung (vgl. etwa Foscht/Swoboda 2011; Kroeber-Riel/Gröppel-Klein 2013) seit Längerem als miteinander verwoben gelten.

15 Dies müsste idealerweise selbst wiederum deliberativ geschehen (Gutmann/Thompson 2004; Olson 2006; kritisch dazu Thomassen 2011).

16 Die Bedingungen, die eine solche Einrichtung zulassen, sind zumindest in letzter Instanz freilich als kontingent zu erachten.

geht gar so weit zu behaupten „deliberative scholarship has come full circle“, komme also wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Auch die Betrachtung der menschlichen Potentiale und Hindernisse in der Deliberation lenkt den Fokus auf Aspekte, denen in früheren Konzeptionen wie der von Habermas ein zentraler Stellenwert zukommt: Die prozedurale Ausgestaltung und die Kontextbedingungen der Deliberation sind entscheidend für deren Gelingen. Auf förderliche Merkmale und Dispositionen kann Deliberation nicht grundsätzlich zählen. Der Mensch ist kaum ‚von Natur aus‘ auf Deliberation eingestellt. Andererseits bildet geregelte Deliberation ohnehin kein natürliches oder alltägliches Phänomen. Nachweislich werden zudem für spezifische Anlässe die nötigen Voraussetzungen dafür erbracht und bisher gibt es keine schlagende Evidenz dagegen, dass diese breit veranlagt sind. Es bedarf jedoch einer sorgfältigen Ausgestaltung der Umstände, um ernstzunehmenden Herausforderungen hinsichtlich der Motivation, psychologischer Mechanismen, unterschiedlicher deliberativer Fähigkeiten und sozialer Dynamiken wie Polarisierung oder Gruppendenken zu begegnen. Allerdings sind der demokratischen Deliberation und deren sinnvoller Anwendung unter Berücksichtigung der genannten Faktoren auch klare Grenzen gesetzt.

Prozeduralistische Überlegungen haben weiterhin bewusst den Umgang mit Affekt, Emotionen und nichtargumentativen Modi einzubeziehen. Diese Elemente haben unvermeidlich einen Platz in Deliberationsprozessen, schon deshalb, weil die Vorstellung einer ausschließlich kognitiven Argumentation und Urteilsbildung nicht haltbar ist. Der gezielte Einsatz von Affekt und Emotion ist ebenso ambivalent und kann strategisch erfolgen, wie es für eine kühle Ratio gilt. Vor diesem Hintergrund ist Affekt nicht grundsätzlich problematisch. Stärker affektive Modi müssen außerdem keineswegs per se der Entfaltung von vernunftbasierten Urteilsprozessen in der Deliberation entgegenstehen, sondern können im Gegenteil diese unterstützen und aktivieren (indem sie beispielsweise wichtige Informationen und Perspektiven einbringen) und zu einem Mehr an Reflexivität in der Deliberation beitragen. Zu bedeutend sind also jene Kommunikationsweisen für die integrative Funktion von Deliberation, um sie auszuschließen oder schlicht unberücksichtigt zu lassen. Es scheint daher geboten, nichtargumentativen Modi expliziter einen Platz in der demokratischen Deliberation einzuräumen. Argumentation in einem engen Sinn scheint ohnehin relativ selten in der Realität der Deliberation anzutreffen zu sein und bringt Lernprozesse sowie andere wünschenswerte Effekte nicht alleine hervor. Bedeutsam sind jene Modi auch deshalb, weil häufig nicht ein argumentativ begründeter Konsens, sondern eine Art von Metakonsens, ein höheres Kenntnisniveau und/oder ein besseres gegenseitiges Verständnis und Respekt das Maximum an Verständigung sein dürften, das durch Deliberation zu erreichen ist.

Die Quellen, aus denen sich das integrative Potential von Deliberation speist, sind demnach in einem entsprechend breiten Spektrum menschlicher Anlagen und Dispositionen zu suchen (vgl. auch Adloff/Jörke 2013). Dazu ist auch eine Haltung der Zivilität zu zählen, die auf einer grundlegenden menschlichen Fähigkeit beruht, sich auf eine intersubjektiv geteilte Situation oder ein Spiel einzulassen – mitzuspielen und eine Rolle anzunehmen. Durch diese Fähigkeit erst wird der prozedurale Rahmen so entscheidend. Außerdem ist sie besonders von Belang für den Aspekt der Aufrichtigkeit: Anstatt eine unechte, aufgesetzte Haltung darzustellen, ist Zivilität, wohl ebenso wie das „Deliberations-Spiel“ allgemein, vielmehr als ein Ausdruck einer „natürlichen Künstlichkeit“ (Plessner 1975; 2002) des Menschen zu begreifen. Dies ist auch bei der jüngst stärker in den Blick gekommenen Frage nach einer deliberativen Haltung (Schaal/Ritzi 2009; Aikin/Clanton 2010; Griffin 2011b) der TeilnehmerInnen zu bedenken.

Literatur

- Abizadeh, Arash, 2007: On the philosophytotic binaries: Or, is Habermasian discourse motivationally impotent? In: *Philosophy & Social Criticism* 33, 445–472.
- Adloff, Frank / Jörke, Dirk, 2013: Gewohnheiten, Affekte und Reflexivität: Ein pragmatistisches Modell sozialer Kooperation im Anschluss an Dewey und Mead. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 38, 21–41.
- Aikin, Scott F. / Clanton, J. Caleb, 2010: Developing Group-Deliberative Virtues: Developing Group-Deliberative Virtues. In: *Journal of Applied Philosophy* 27, 409–424.
- Allen, Danielle, 2006: *Talking to strangers: anxieties of citizenship since Brown v. Board of Education*, Chicago.
- Archer, Margaret, 2012: *The reflexive imperative in late modernity*, New York.
- Baber, Walter F. / Bartlett, Robert V., 2005: *Deliberative environmental politics: democracy and ecological rationality*, Cambridge.
- Bächtiger, André / Niemeyer, Simon / Neblo, Michael / Steenbergen, Marco R. / Steiner, Jürg, 2010: Disentangling Diversity in Deliberative Democracy: Competing Theories, Their Blind Spots and Complementarities. In: *Journal of Political Philosophy* 18, 32–63.
- Barber, Benjamin, 2003: *Strong democracy: participatory politics for a new age*, Berkeley.
- Barnes, Marian, 2008: Passionate participation: Emotional experiences and expressions in deliberative forums. In: *Critical Social Policy* 28, 461–481.
- Bechara, Antoine / Damasio, Antonio R., 2005: The somatic marker hypothesis: A neural theory of economic decision. In: *Games and Economic Behavior* 52, 336–372.
- Beck, Ulrich, 2011: *Weltrisikogesellschaft: auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit*, Frankfurt (Main).
- Benhabib, Seyla, 1995: *Selbst im Kontext: kommunikative Ethik im Spannungsfeld von Feminismus, Kommunitarismus und Postmoderne*, Frankfurt (Main).
- Benhabib, Seyla, 1996: Toward a deliberative model of democratic legitimacy. In: Seyla Benhabib (Hg.), *Democracy and difference. Contesting the boundaries of the political*, Princeton, 67–94.
- Black, Laura, 2012: How people deliberate during deliberative events. In: Tina Nabatchi / John Gastil / Michael Weiksner / Matt Leighninger (Hg.), *Democracy in motion. Evaluating the practice and impact of deliberative engagement*, London, 59–82.
- Bohman, James, 1996: *Public deliberation: pluralism, complexity, and democracy*, Cambridge (Mass.).
- Bohman, James, 2003: Reflexive public deliberation: Democracy and the limits of pluralism. In: *Philosophy & Social Criticism* 29, 85–105.
- Bohman, James, 2012: Representation in the deliberative system. In: John Parkinson / Jane Mansbridge (Hg.), *Deliberative systems: deliberative democracy at the large scale*, Cambridge, 72–94.
- Bohman, James / Luskin, Robert, 2005: Experimenting with a Democratic Ideal: Deliberative Polling and Public Opinion. In: *Acta Politica* 40, 284–298.
- Bole, Barbara / Gordon, Mark, 2009: E Pluribus Unum: fostering a new era of citizenship by teaching civic engagement and healthy civic discourse. In: *Journal of Public Affairs* 9, 273–287.
- Boswell, John, 2013: Why and How Narrative Matters in Deliberative Systems: Narratives in Deliberative Systems. In: *Political Studies* 61, 620–636.
- Bowers, William / Steiner, Benjamin / Steiner, Maria S., 2001: Death sentencing in black and white: An empirical analysis of jurors' race and jury racial composition. In: *Pennsylvania Journal of Constitutional Law* 3, 171–274.
- Brady, Henry E. / Verba, Sidney / Schlozman, Kay Lehman, 1995: Beyond SES: A Resource Model of Political Participation. In: *The American Political Science Review* 89, 271–294.
- Brewer, Marilyn B. / Pierce, Kathleen, 2005: Social Identity Complexity and Outgroup Tolerance. In: *Personality and Social Psychology Bulletin* 31, 428–437.
- Burkhalter, Stephanie / Gastil, John / Kelshaw, Todd, 2002: A Conceptual Definition and Theoretical Model of Public Deliberation in Small Face-to-Face Groups. In: *Communication Theory* 12, 398–422.
- Calhoun, Cheshire, 2000: The Virtue of Civility. In: *Philosophy & Public Affairs* 29, 251–275.

- Carpini, Michael X. Delli / Cook, Fay Lomax / Jacobs, Lawrence R., 2004: Public Deliberation, Discursive Participation, and Citizen Engagement: A Review of the Empirical Literature. In: *Annual Review of Political Science* 7, 315–344.
- Chappell, Zsuzsanna, 2012: *Deliberative Democracy. A Critical Introduction*, New York.
- Chen, Serena / Chaiken, Shelly, 1999: The heuristic-systematic model in its broader context. In: Shelly Chaiken / Yaacov Trope (Hg.), *Dual-process theories in social psychology*, New York, 73–97.
- Chong, Dennis / Druckman, James N., 2007a: A Theory of Framing and Opinion Formation in Competitive Elite Environments. In: *Journal of Communication* 57, 99–118.
- Chong, Dennis / Druckman, James N., 2007b: Framing Theory. In: *Annual Review of Political Science* 10, 103–126.
- Chong, Dennis / Druckman, James N., 2012: Counterframing Effects. In: *The Journal of Politics* 75, 1–16.
- Chowcat, Ian, 2000: Moral Pluralism, Political Justification and Deliberative Democracy. In: *Political Studies* 48, 745–758.
- Dahlberg, Lincoln, 2005: The Habermasian public sphere: Taking difference seriously? In: *Theory and Society* 34, 111–136.
- Damasio, Antonio, 1994: *Descartes' error: emotion, reason, and the human brain*, London.
- Davies, Gail / Burgess, Jacquelin, 2004: Challenging the 'view from nowhere': citizen reflections on specialist expertise in a deliberative process. In: *Health & Place* 10, 349–361.
- Dijkstra, Koen A. / van der Pligt, Joop / van Kleef, Gerben A., 2013: Deliberation Versus Intuition: Decomposing the Role of Expertise in Judgment and Decision Making: Deliberation, Intuition, and Expertise. In: *Journal of Behavioral Decision Making* 26, 285–294.
- Dryzek, John, 2009: Democratization as Deliberative Capacity Building. In: *Comparative Political Studies* 42, 1379–1402.
- Dryzek, John, 2010: *Foundations and frontiers of deliberative governance*, Oxford.
- Elster, Jon, 1998: Deliberation and Constitution Making. In: Jon Elster (Hg.), *Deliberative Democracy*, Cambridge, 97–122.
- Elstub, Stephen, 2010: The Third Generation of Deliberative Democracy. In: *Political Studies Review* 8, 291–307.
- Erb, Hans-Peter / Kruglanski, Arie W., 2005: Persuasion: Ein oder zwei Prozesse? In: *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 36, 117–131.
- Erisen, Cengiz / Lodge, Milton / Taber, Charles S., 2013: Affective Contagion in Effortful Political Thinking: Affective Contagion. In: *Political Psychology* 35, 187–206.
- Esterling, Kevin / Neblo, Michael / Lazer, David, 2011: Means, Motive, and Opportunity in Becoming Informed about Politics: A Deliberative Field Experiment with Members of Congress and Their Constituents. In: *Public Opinion Quarterly* 75, 483–503.
- Fishkin, James, 2009: *When the people speak: deliberative democracy and public consultation*, Oxford.
- Fitzpatrick, Tony, 2008: Deliberative Democracy, Critical Rationality and Social Memory: Theoretical Resources of an 'Education for Discourse'. In: *Studies in Philosophy and Education* 28, 313–327.
- Forester, John / Kahane, David, 2010: The micropolitics of deliberation. Beyond argumentation to recognition and justice. In: David J. Kahane / Daniel Weinstock / Dominique Leydet / Melissa Williams (Hg.), *Deliberative democracy in practice*, Vancouver, 209–231.
- Foscht, Thomas / Swoboda, Bernhard, 2011: *Käuferverhalten: Grundlagen – Perspektiven – Anwendungen*, Wiesbaden.
- Fraser-Burgess, Sheron, 2012: Group Identity, Deliberative Democracy and Diversity in Education. In: *Educational Philosophy and Theory* 44, 480–499.
- Garsten, Bryan, 2011: The Rhetoric Revival in Political Theory. In: *Annual Review of Political Science* 14, 159–180.
- Giddens, Anthony, 1991: *Modernity and self-identity*, Cambridge.
- Goffman, Erving, 1977: *Rahmen-Analyse: Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*, Frankfurt (Main).
- Griffin, Martyn, 2011a: Deliberative Democracy and Emotional Intelligence: An Internal Mechanism to Regulate the Emotions. In: *Studies in Philosophy and Education* 31, 517–538.

- Griffin, Martyn, 2011b: Motivating Reflective Citizens: Deliberative Democracy and the Internal Deliberative Virtues. In: *The Journal of Value Inquiry* 45, 175–186.
- Gutmann, Amy / Thompson, Dennis, 2004: *Why deliberative democracy?*, Princeton.
- Habermas, Jürgen, 1973: Wahrheitstheorien. In: Helmut Fahrenbach (Hg.), *Wirklichkeit und Reflexion*, Pfullingen, 211–265.
- Habermas, Jürgen, 1991: *Erläuterungen zur Diskursethik*, Frankfurt (Main).
- Habermas, Jürgen, 1998: Faktizität und Geltung: Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats, Frankfurt (Main).
- Habermas, Jürgen, 2009: *Zwischen Naturalismus und Religion: philosophische Aufsätze*, Frankfurt (Main).
- Hall, Cheryl, 2007: Recognizing the Passion in Deliberation: Toward a More Democratic Theory of Deliberative Democracy. In: *Hypatia* 22, 81–95.
- Hamlett, Patrick W. / Cobb, Michael D., 2006: Potential Solutions to Public Deliberation Problems: Structured Deliberations and Polarization Cascades. In: *Policy Studies Journal* 34, 629–648.
- Hangartner, Dominik / Bächtiger, André / Grünenfelder, Rita / Steenbergen, Marco R., 2007: Mixing Habermas with Bayes: Methodological and Theoretical Advances in the Study of Deliberation. In: *Swiss Political Science Review* 13, 607–644.
- Hayward, Clarissa, 2011: What Can Political Freedom Mean in a Multicultural Democracy? On Deliberation, Difference, and Democratic Governance. In: *Political Theory* 39, 468–497.
- Helm, Bennett, 2001: Emotions and Practical Reason: Rethinking Evaluation and Motivation. In: *Noûs* 35, 190–213.
- Herbst, Susan, 2010: *Rude democracy civility and incivility in American politics*, Philadelphia.
- Hess, Thomas M. / Queen, Tara / Patterson, Taryn R., 2012: To deliberate or not to deliberate: Interactions between age, task characteristics, and cognitive activity on decision making. In: *Journal of Behavioral Decision Making* 25, 29–40.
- Hickerson, Andrea / Gastil, John, 2008: Assessing the Difference Critique of Deliberation: Gender, Emotion, and the Jury Experience. In: *Communication Theory* 18, 281–303.
- Huijter, Marli, 2009: Storytelling to Enrich the Democratic Debate: The Dutch Discussion on Embryo Selection for Hereditary Breast Cancer. In: *BioSocieties* 4, 223–238.
- Huizinga, Johan, 1987: *Homo ludens: vom Ursprung der Kultur im Spiel*, Reinbek (Hamburg).
- Jacobs, Lawrence / Cook, Fay Lomax / Delli Carpini, Michael X., 2009: *Talking together: public deliberation and political participation in America*, Chicago.
- Johnson-Cartee, Karen S. / Copeland, Gary, 2004: *Strategic political communication: rethinking social influence, persuasion, and propaganda*, Lanham (Md.).
- Jörke, Dirk, 2005: *Politische Anthropologie: eine Einführung*, Wiesbaden.
- Kim, Joohan / Kim, Eun Joo, 2008: Theorizing Dialogic Deliberation: Everyday Political Talk as Communicative Action and Dialogue: Theorizing Dialogic Deliberation. In: *Communication Theory* 18, 51–70.
- Knight, Jack / Johnson, James, 2011: *The priority of democracy: political consequences of pragmatism*, Princeton.
- Knops, Andrew, 2007: Debate: Agonism as Deliberation? On Mouffe's Theory of Democracy. In: *Journal of Political Philosophy* 15, 115–126.
- Kohn, Margaret, 2000: Language, Power, and Persuasion: Toward a Critique of Deliberative Democracy. In: *Constellations* 7, 408–429.
- Krause, Sharon, 2008: *Civil passions: moral sentiment and democratic deliberation*, Princeton.
- Kroeber-Riel, Werner, Gröppel-Klein, Andrea, 2013: *Konsumentenverhalten*, München.
- Kulynych, Jessica, 1997: Performing politics: Foucault, Habermas, and postmodern participation. In: *Polity* 30, 315–346.
- Laughlin, Patrick R. / Hatch, Erin C. / Silver, Jonathan S. / Boh, Lee, 2006: Groups Perform Better Than the Best Individuals on Letters-to-Numbers Problems: Effects of Group Size. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 90, 644–651.
- Levine, Peter / Fung, Archon / Gastil, John, 2005: Future directions for public deliberation. In: *Journal for Public Deliberation* 1; <http://www.publicdeliberation.net/cgi/viewcontent.cgi?article=1003&context=jpd>, 16.04.2014.

- Luskin, Robert C. / Fishkin, James S. / Jowell, Roger, 2002: Considered Opinions: Deliberative Polling in Britain. In: *British Journal of Political Science* 32, 455–487.
- Mansbridge, Jane, 1983: *Beyond adversary democracy*, Chicago.
- Mansbridge, Jane, 1996: Reconstructing democracy. In: Nancy Hirschman / Christine Di Stefano (Hg.), *Revisioning the political: Feminist reconstructions of traditional concepts in Western political theory*, Boulder, 117–138.
- Mansbridge, Jane / Bohman, James / Chambers, Simone / Christiano, Thomas / Fung, Archon / Parkinson, John / Thompson, Dennis / Warren, Mark, 2012: A systemic approach to deliberative democracy. In: John Parkinson / Jane Mansbridge (Hg.), *Deliberative systems: deliberative democracy at the large scale, Theories of institutional design*. Cambridge, 1–26.
- Mansbridge, Jane / Bohman, James / Chambers, Simone / Estlund, David / Føllesdal, Andreas / Fung, Archon / Lafont, Cristina / Manin, Bernard / Martí, José Luis, 2010: The Place of Self-Interest and the Role of Power in Deliberative Democracy. In: *Journal of Political Philosophy* 18, 64–100.
- Marcus, George, 2002: *The sentimental citizen: emotion in democratic politics*, University Park.
- Martí, José L., 2006: The epistemic conception of deliberative democracy defended. Reason, rightness and equal political autonomy. In: Samantha Besson / José L. Martí (Hg.), *Deliberative democracy and its discontents*, Hampshire, 27–56.
- Martin, Graham, 2011: Public deliberation in action: Emotion, inclusion and exclusion in participatory decision making. In: *Critical Social Policy* 32, 163–183.
- Matthes, Jörg, 2007: *Framing-Effekte. Zum Einfluss der Berichterstattung auf die Einstellungen der Rezipienten*, München.
- Mendelberg, Tali, 2002: The deliberative citizen: theory and evidence. In: Michael X. Delli Carpini / Robert Shapiro (Hg.), *Research in micropolitics, Vol. 6: political decision-making, deliberation and participation*, Greenwich, 151–193.
- Mercier, Hugo / Landemore, Hélène, 2012: Reasoning is for Arguing: Understanding the Successes and Failures of Deliberation. In: *Political Psychology* 33, 243–258.
- Merquior, José G., 1991: *Foucault*, London.
- Molster, Caron / Maxwell, Susannah / Youngs, Leanne / Kyne, Gaenor / Hope, Fiona / Dawkins, Hugh / O’Leary, Peter, 2013: Blueprint for a deliberative public forum on biobanking policy: were theoretical principles achievable in practice? Public deliberation for policy development. In: *Health Expectations* 16, 211–224.
- Mondak, Jeffery, 1993: Public opinion and heuristic processing of source cues. In: *Political Behavior* 15, 167–192.
- Morrell, Michael, 2003: Survey and Experimental Evidence for a Reliable and Valid Measure of Internal Political Efficacy. In: *Public Opinion Quarterly* 67, 589–602.
- Morrell, Michael, 2010: *Empathy and democracy: feeling, thinking, and deliberation*, University Park.
- Mouffe, Chantal, 2002: *Politics and Passions: the Stakes of Democracy*, London.
- Mouffe, Chantal, 2010: *Das demokratische Paradox*, Wien.
- Mucciaroni, Gary / Quirk, Paul J., 2006: *Deliberative choices: debating public policy in Congress*, Chicago.
- Munro, Daniel, 2007: Norms, Motives and Radical Democracy: Habermas and the Problem of Motivation. In: *Journal of Political Philosophy* 15, 447–472.
- Mutz, Diana C., 2006: *Hearing the other side: deliberative versus participatory democracy*, Cambridge.
- Mutz, Diana C., 2008: Is Deliberative Democracy a Falsifiable Theory? In: *Annual Review of Political Science* 11, 521–538.
- Nieuwenburg, Paul, 2004: Learning to Deliberate: Aristotle on Truthfulness and Public Deliberation. In: *Political Theory* 32, 449–467.
- Nussbaum, Martha, 2001: *Upheavals of thought: the intelligence of emotions*, Cambridge.
- O’Flynn, Ian, 2006: *Deliberative democracy and divided societies*, Edinburgh.
- Olson, Kevin, 2006: *Reflexive democracy: political equality and the welfare state*, Cambridge (Mass.).
- Olson, Kevin, 2011: Legitimate Speech and Hegemonic Idiom: The Limits of Deliberative Democracy in the Diversity of its Voices. In: *Political Studies* 59, 527–546.
- Papadopoulos, Yannis / Warin, Philippe, 2007: Are innovative, participatory and deliberative procedures in policy making democratic and effective? In: *European Journal of Political Research* 46, 445–472.

- Parkinson, John, 2003: Legitimacy Problems in Deliberative Democracy. In: *Political Studies* 51, 180–196.
- Parkinson, John, 2006: *Deliberating in the real world: problems of legitimacy in deliberative democracy*, Oxford.
- Parkinson, John, 2012: Democratizing deliberative systems. In: John Parkinson / Jane Mansbridge (Hg.), *Deliberative systems: deliberative democracy at the large scale*, Cambridge, 151–172.
- Pedrin, Seraina, 2014: Deliberative Capacity in the Political and Civic Sphere. In: *Swiss Political Science Review*; onlinelibrary.wiley.com/store/10.1111/spsr.12074, 16.04.2014.
- Petty, Richard / Cacioppo, John, 1986: The elaboration-likelihood model of persuasion. In: Leonard Berkowitz (Hg.), *Advances in experimental social psychology*, San Diego, 123–205.
- Pincock, Heather, 2012: Does deliberation make better citizens? In: Tina Nabatchi / John Gastil / Michael Weiksner / Matt Leighninger (Hg.), *Democracy in motion: Evaluating the practice and impact of deliberative engagement*, London, 135–162.
- Plessner, Helmuth, 1975: *Die Stufen des Organischen und der Mensch: Einleitung in die philosophische Anthropologie*, Berlin.
- Plessner, Helmuth, 2002: *Grenzen der Gemeinschaft: eine Kritik des sozialen Radikalismus*, Frankfurt (Main).
- Polletta, Francesca / Lee, John, 2006: Is Telling Stories Good for Democracy? Rhetoric in Public Deliberation after 9/11. In: *American Sociological Review* 71, 699–721.
- Posner, Richard A., 2003: *Law, pragmatism, and democracy*, Cambridge.
- Putnam, Robert, 2000: *Bowling Alone*, New York.
- Rancière, Jacques, 2002: *Das Unvernehmen: Politik und Philosophie*, Frankfurt (Main).
- Reichenbach, Roland, 2008: „Von dem erlaubten moralischen Schein“ – Zur Bedeutung von Zivilität und Anstand. In: Ingrid Plath / Ines Graudenz / Heiko Breit (Hg.), *Kultur – Handlung – Demokratie*, Wiesbaden, 89–107.
- Remer, Gary, 1999: Political Oratory and Conversation: Cicero Versus Deliberative Democracy. In: *Political Theory* 27, 39–64.
- Reykowski, Janusz, 2006: Deliberative Democracy and ‘Human Nature’: An Empirical Approach. In: *Political Psychology* 27, 323–346.
- Richey, Mason, 2012: Motivated Reasoning in Political Information Processing: The Death Knell of Deliberative Democracy? In: *Philosophy of the Social Sciences* 42, 511–542.
- Roald, Vebjørn / Sangolt, Linda, 2012: Deliberation, rhetoric, and emotion in the discourse on climate change in the European Parliament, Delft.
- Roccas, Sonia / Brewer, Marilyn B., 2002: Social Identity Complexity. In: *Personality and Social Psychology Review* 6, 88–106.
- Rosenberg, Shawn, 2005: The Empirical Study of Deliberative Democracy: Setting a Research Agenda. In: *Acta Politica* 40, 212–224.
- Rostbøll, Christian, 2008: *Deliberative freedom: deliberative democracy as critical theory*, Albany.
- Ryfe, David, 2005: Does deliberative democracy work? In: *Annual Review of Political Science* 8, 49–71.
- Ryfe, David, 2006: Narrative and Deliberation in Small Group Forums. In: *Journal of Applied Communication Research* 34, 72–93.
- Ryfe, David / Stalsburg, Brittany, 2012: The participation and recruitment challenge. *Democracy in motion: Evaluating the practice and impact of deliberative engagement*, London, 42–58.
- Sanders, Lynn, 1997: Against Deliberation. In: *Political Theory* 25, 347–376.
- Sartre, Jean-Paul, 1994: *Das Sein und das Nichts: Versuch einer phänomenologischen Ontologie*, Reinbek (Hamburg).
- Schaal, Gary S. / Ritzi, Claudia, 2009: *Empirische Deliberationsforschung*, MPIfG Working Paper, 09 /9, Köln.
- Schäfer, Armin, 2010: Die Folgen sozialer Ungleichheit für die Demokratie in Westeuropa. In: *Zeitschrift für Vergleichende Politikwissenschaft* 4, 131–156.
- Schoem, David, 2003: Intergroup Dialogue for a Just and Diverse Democracy. In: *Sociological Inquiry* 73, 212–227.
- Smith, Graham / Wales, Corinne, 2000: Citizens’ Juries and Deliberative Democracy. In: *Political Studies* 48, 51–65.

- Sniderman, Paul / Theriault, Sean, 2004: The Structure of Political Argument and the Logic of Issue Framing. In: Willem Saris / Paul Sniderman (Hg.), *Studies in Public Opinion*, Princeton, 133–165.
- Somin, Ilya, 2010: Deliberative Democracy and Political Ignorance. In: *Critical Review* 22, 253–279.
- Soutphommasane, Tim, 2005: Grounding Multicultural Citizenship: From Minority Rights to Civic Pluralism. In: *Journal of Intercultural Studies* 26, 401–416.
- Stahlhut, Marco, 2005: *Schauspieler ihrer selbst: das Performative*, Sartre, Plessner, Wien.
- Steiner, Jürg, 2012: *The foundations of deliberative democracy: empirical research and normative implications*, Cambridge.
- Van Stokkom, Bas, 2005: Deliberative group dynamics: power, status and affect in interactive policy making. In: *Policy & Politics* 33, 387–409.
- Sunstein, Cass, 2003: The law of group polarization. In: James Fishkin / Peter Laslett (Hg.), *Debating deliberative democracy*, Oxford, 80–101.
- Sunstein, Cass, 2008: *Infotopia: how many minds produce knowledge*, Oxford.
- Svensson, Jakob, 2008: Expressive Rationality: A Different Approach for Understanding Participation in Municipal Deliberative Practices. In: *Communication, Culture & Critique* 1, 203–221.
- Taber, Charles / Lodge, Milton, 2006: Motivated Skepticism in the Evaluation of Political Beliefs. In: *American Journal of Political Science* 50, 755–769.
- Talisie, Robert B., 2004: Does public ignorance defeat deliberative democracy? In: *Critical Review* 16, 455–463.
- Tarnopolsky, Christina, 2007: Platonic Reflections on the Aesthetic Dimensions of Deliberative Democracy. In: *Political Theory* 35, 288–312.
- Thomassen, Lasse, 2011: Deliberative democracy and provisionality. In: *Contemporary Political Theory* 10, 423–443.
- Thompson, Simon / Hoggett, Paul, 2001: The emotional dynamics of deliberative democracy. In: *Policy & Politics* 29, 351–364.
- Tully, James, 1999: The agonic freedom of citizens. In: *Economy and Society* 28, 161–182.
- Tully, James, 2003: The grammar of politics. Understanding practices of critical reflection. In: Cressida Heyes (Hg.), *The grammar of politics. Wittgenstein and political philosophy*, Ithaca, 17–42.
- Verene, Donald P., 2010: The Sociopath and the Ring of Gyges: A Problem in Rhetorical and Moral Philosophy. In: *Philosophy and Rhetoric* 43, 201–221.
- Walmsley, Heather, 2009: Biobanking, public consultation, and the discursive logics of deliberation: Five lessons from British Columbia. In: *Public Understanding of Science* 19, 452–468.
- Webler, Thomas, 1995: “Right” discourse in citizen participation: an evaluative yardstick. In: Ortwin Renn / Thomas Webler / Peter Wiedemann (Hg.), *Fairness and competence in citizen participation: evaluating models for environmental discourse, Risk, Governance and Society*, Dordrecht, 35–86.
- Weeks, Edward, 2000: The Practice of Deliberative Democracy: Results from Four Large-Scale Trials. In: *Public Administration Review* 60, 360–372.
- Willems, Herbert, 1997: *Rahmen und Habitus: zum theoretischen und methodischen Ansatz Erving Goffmans: Vergleiche, Anschlüsse und Anwendungen*, Frankfurt (Main).
- Willingham, Daniel T., 2008: Critical Thinking: Why is it So Hard to Teach? In: *Arts Education Policy Review* 109, 21–32.
- Wojcieszak, Magdalena E. / Price, Vincent, 2012: Perceived Versus Actual Disagreement: Which Influences Deliberative Experiences? In: *Journal of Communication* 62, 418–436.
- Yack, Bernard, 2006: Rhetoric and Public Reasoning: An Aristotelian Understanding of Political Deliberation. In: *Political Theory* 34, 417–438.
- Young, Iris M., 2001: Activist Challenges to Deliberative Democracy. In: *Political Theory* 29, 670–690.
- Young, Iris M., 2000: *Inclusion and democracy*, Oxford / New York.
- Zimbardo, Philip, 2008: *Der Luzifer-Effekt: die Macht der Umstände und die Psychologie des Bösen*, Heidelberg.